

Goethes Beziehungen zu Köln.*)

I.

Auf dem homerischen Schilde des Achilleus wie in der ältern griechischen Kunst erscheinen die Götter größer als die Sterblichen dargestellt. So überragen von mächtiger Geisteskraft zu wirksamer Entwicklung ihrer Natur getriebene Menschen die elementarische Masse des Volkes, aus welcher freilich manche durch geistigen Gehalt und Tüchtigkeit sich erheben, aber den göttergleichen Genien allein ist es verliehen, sich wie eine höhere Macht der Welt zu offenbaren. Ein Volk kann sich nicht würdiger ehren als durch innige Erfassung und Verehrung der Männer, deren großartige Schöpfungen sein Leben verklärt haben, da eben sein eigenes Sein sich in den aus ihm hervorgegangenen Heroen bezeichnend ausprägt. Unter den Größten der Großen strahlt im Leben unseres Volkes der Dichter, der uns neben „Iphigenie“, „Tasso“ und „Faust“, diesen Wunderblumen im Garten der Dichtung, mit dem sprechendsten und edelsten Bilde deutschen Bürgerthums beschenkt hat. Die Ausbildung seiner Natur war so in sich vollendet, daß er als ein Typus eines vollkommenen Menschen dasteht, wie ihn nur das wunderbare Zusammentreffen glücklicher Umstände hervorbringen konnte, und seine aus lebensvollem Einheitspunkte fließende Wirksamkeit war so unendlich vielseitig, daß wir noch heute, mehr als ein halbes Jahrhundert nach seinem Hinscheiden, sie nach allen Richtungen nicht genau ermessen können. Wenn liebevolle Verehrung

*) Monatschrift für die Geschichte Westdeutschlands, mit besonderer Berücksichtigung der Rheinlande und Westfalens. Herausgegeben von Richard Pisk. Vierter Jahrgang (1878).

seinen Spuren im Leben und in der Dichtung forschend folgt, so liegt dies besonders demjenigen nahe, mit welchem dieser Riesengeist in irgend eine Beziehung getreten, auf welche einzelne Strahlen seines hehren Sonnenganges gefallen. So möge es dem auch, nachdem manche andere Städte und Gegenden ihren Antheil an Goethe festgestellt haben, einem Sohne Kölns gestattet sein, in dieser dem geschichtlichen Leben Rheinlands und Westfalens gewidmeten Zeitschrift die Fäden zu verfolgen, welche dessen Andenken an seine Vaterstadt knüpfen. Von allen den Meistern, die unsere neuere klassische Literatur schufen und bildeten, hat Goethe allein den Boden unserer ehemaligen kurfürstlichen Reichsstadt betreten; weder Klopstock noch Wieland, weder Lessing noch Herder haben hier gewohnt, und auch Schiller hat den Rhein unterhalb Mainz nie gesehen.

Wäre uns von dem Reimbüchlein, aus welchem der Knabe seine ersten bescheidenen Kenntnisse der Erdbeschreibung schöpfte, etwas mehr bekannt als das in „Wahrheit und Dichtung“ angeführte Verschen über Oberyffel, so wüßten wir auch, mit welchem Reimworte sich Köln seinem Gedächtnisse eingepägt hatte. Näher dürfte ihm dieses zuerst in dem Volksbuch von den Heimonskindern getreten sein, das ihm, wie diese ganze Sippenschaft eines löschpapierenen frankfurter Verlages, sehr frühe zukam. In den auf einem Tischchen eines frankfurter Büchertrödlers den jungen Wolfgang anlockenden „Heimonskindern“, die ihm bald sehr geläufig wurden, nach denen er in Wehlar die Perikopen des dortigen seltsamen Mitterordens verfaßte, nach denen er seine Mutter Frau Uja nannte, deren er im „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern“ als „der Kinder Heyemann“ launig gedachte, die er noch in Weimar an die Kinder der Frau von Stein schenkte, in diesen fand der Knabe die Erzählung von dem Martertod Reinolds zu Köln. Die Volksbücher haben meist ihren Weg aus den Niederlanden über Köln genommen; auch die kölnische Fassung der „Heimonskinder“ wurde in den protestantischen Städten Nürnberg und Frankfurt nachgedruckt. Hier heißt es nun von Reinold, er habe vernommen, „daß die heilige Stadt Köln die heiligste und fürtrefflichste Stadt in ganz Deutschland wäre, wegen der Leiber und Reliquien der Heiligen, so allda

ihr Blut um des christlichen Glaubens willen vergossen hatten, als da sind St. Ursula mit ihrer Gesellschaft und andere unzählbare mehr. Da ward er bewegt dahin zu ziehen, die Heiligen mit seinem Gebet zu verehren.“ Er zog sich in das St. Peterskloster zurück, wo er Wunder wirkte und die Stadt von der Pest befreite. Unvermittelt schließt sich daran die Legende von seinem Martertod. Er habe als Steinmetz an dem Baue der Peterskirche gearbeitet, zu welchem Bischof Agilolf aus allen „umliegenden Ländern und Fürstenthümern“ Zimmerleute, Steinmetzen und andere Arbeiter habe kommen lassen. Da Reinold, den die andern Arbeiter, weil er seinen Namen und seine Herkunft verschwieg, „St. Peters Werkmann“ nannten, so fleißig war, daß er mehr als vier oder fünf andere arbeitete, weshalb die Meister den übrigen Trägheit vorwarfen, beschloßen mehrere, den heiligen Mann aus dem Wege zu räumen; dieser aber, dem der Anschlag durch ein Gesicht offenbart wurde, lieferte sich aus Schnjucht nach dem seligen Martertode den Mördern selbst in die Hände. Sie erschlugen ihn, steckten die Leiche in einen Sack, den sie mit Steinen beschwerten und sodann in den Rhein warfen. Aber der Himmel verherrlichte seinen Heiligen durch ein Wunder. Der Sack kam wieder nach oben und landete an dem Orte, wo er versenkt worden war, die Seele des Heiligen aber ward von lobsingenden Engeln in den Himmel geleitet. An der Stelle, wo die Leiche lag, hörte man den lieblichsten Engelsingang und bei Nacht leuchtete ein so klarer Schein, als wäre es um Mittag. Auch die wunderbare Entdeckung der Leiche des Heiligen und die legendenartige Ueberführung derselben nach Dortmund ist im Volksbuche ausführlich zu lesen. Wenn Goethe noch in hohem Alter sich der ähnlichen Sage von Johann von Nepomuk erfreute, durch die er zu dem hübschen Kinderliede „St. Nepomuks Vorabend“ veranlaßt wurde, wenn er noch in der „Novelle“ unter den Wundern, die Gott an seinen Heiligen übt, auch der Welle gedenkt, die vor den in das Wasser Gestürzten zurückschwankt, so dürfte ihm die aus seiner Knabenzeit bekannte kölnische Legende noch im Sinne gelegen haben, nach welcher Engel die Seele des Heiligen, wie am Schlusse seiner mit der Himmelfahrt Fausts endigenden *divina commedia* die Seele des auch in seinem dunkeln

Drange sich des rechten Weges wohl bewußt bleibenden Stürmers und Strebers, unter Lobgefängen zum Himmel geleiteten.

Unter den manchen Büchern, die der Knabe in der reichen Sammlung seines Vaters fand, könnte ihn auch das „Neue emblematische Büchlein“ von Meißner (Nürnberg 1678) angezogen haben, das tausend Abbildungen von Städten mit emblematischen lateinischen Versen nebst Uebersetzung im Geschmacke damaliger deutscher Reimerei enthielt. In dieser Sammlung wird Köln mit Beziehung auf seine in der Abbildung besonders bezeichnete Universität Musarum conventus genannt. Der durch ein zopfiges Bild würdig ins Licht gesetzte Spruch lautet:

Pegasus hic, Iuno hic, Charis hic, hic pulcher Apollo,
Hic Musae, hic Helicon, hic sacra Pallas adest,

was erbaulich verdeutschet wird:

Hier ist Pegasus, Juno reich,
Apollo, Charis feuberleich,
Hier sind die Musä, Helicon,
Pallas thut vorm Parnasso ston.

Wie tief dieser deutsche Parnassus damals heruntergekommen, wie Köln die Stätte finstersten Aberglaubens und beschränktester Geistesarmuth geworden, wie die Universität des „deutschen Roms“ sich gegen alle Aufklärung als eine frevle Ueberhebung menschlicher Vermessenheit sperrete, wird dem nach Klarheit ringenden, schon den Gott in seinem Busen fühlenden, nach voller Entwicklung seiner Kraft sich sehenden Knaben von mancher Seite zugekommen sein: galt ja Köln allgemein damals als Burg des verknöchertsten Katholizismus, die durch Universität, Mönche und Senat den Protestantismus als Greuel sich vom Leibe hielt, wie Goethe auch aus der von ihm vielgelesenen „Chronik“ Gottfrieds ersehen konnte, wogegen in Frankfurt, wenn auch das hier herrschende Lutherthum keine Kirche den zu hohem Reichthum gelangten Reformirten in seinen Ringmauern zugestand, diese doch sonst unbehelligt ließ, die Katholiken gar nicht in ihrem Kirchenbesitz störte. Noch 1774 schrieb der schwedische Reisende Jakob Jonas Björnsthäl: „Das alte Sprichwort, daß zu Frankfurt die Lutheraner die Regierung, die Katho-

lifen die Kirchen und die Reformirten den Reichthum inne haben, trifft noch heutigen Tages ein.“

Je freier sich die Ansichten des zum Jüngling heranwachsenden Knaben ausbildeten, um so weniger Neigung konnte er zu dem starrkatholischen Köln mit seiner Anzahl von Kirchen, Klöstern und Kapellen fassen, zu der, wie er selbst von Goslar sagt, in und mit ihren Privilegien vermodernenden Reichsstadt, welche ihre Macht in gar wunderlicher Weise mit dem Kurfürsten und Erzbischofe, ja mit dem unter fremdem Einflusse stehenden Domkapitel theilte. Kölns Kurfürsten und dessen reiches Gefolge sollte er im Anfange des Jahres 1764 in Ausübung seiner Rechte bei der Kaiserkrönung zu Frankfurt selbst sehen, wobei der solche Gelegenheiten immer zur Belehrung benutzende Vater es sich nicht entgehen ließ, ihm über die Kurfürsten des heiligen römischen Reiches, auch wohl über ihre Stellung in ihren Landen und insbesondere über die des kölnner Kurfürsten zu seiner Metropole, näheres mitzutheilen. War ihm schon seine überall an vergangene Zeiten und Zustände unbehaglich erinnernde, aber doch noch immer vom frischen Geistesleben der Gegenwart bewegte Vaterstadt drückend, wie viel weniger konnte ihn die von den Reliquien der Heiligen und den Resten eines durch ihre günstige Lage an sie geknüpften Handelsverkehrs lebende niederrheinische Reichsstadt anmuthen, welche kein Strahl des neuerwachten deutschen Geistes beleuchtete, zu dessen Dienst er sich berufen fühlte. Ueber die nahe RheinStadt Mainz, das ihn als kurfürstliche und große katholische Stadt „in Verwunderung setzte“, gingen weder seine Ausflüge noch seine Wünsche hinaus. Ihn trieb es in die freie Welt, wo er seinen Geist ausweiten, Herz und Gemüth erfrischen, sich menschlich fühlen konnte. Nach der Rückkehr von der großen Handels- und Bildungsstadt Leipzig eilte der eben frisch Genesene nach dem Deutschland schmachvoll entriffenen Straßburg, wo die volle Knospe seines Dichtergemüthes sich erschloß. Des Vaters Wunsch führte ihn dann nach dem reichskammergerichtlichen Wezlar. Hier heimelte ihn die herrliche Natur freundlich an, doch bildete sich auch während des gesegneten Sommers ein Herzensverhältniß, das den entzündlichen, aber von tiefem sittlichen Gefühl zur Entsjagung getriebenen Jüngling zur Flucht drängte.

Und er floh, dem Laufe der Lahn folgend, an den Rhein, nach Thalehrenbreitstein. Er hatte Merck versprochen, dort bei Frau von Laroche mit ihm zusammenzutreffen, da dieser seinen Aerger über deren etwas steifes diplomatisches Verhalten bei ihrem vorigjährigen Besuche in Frankfurt beschwichtigt hatte.

Die Dichterin der „Sternheim“ sollte die Vermittlerin des Oberrheins und des Mains mit dem Niederrheine werden. Hier hatten die beiden Brüder Jacobi im Mai 1771 mit Wieland vierzehn glückliche Tage genossen, wovon Frau von Laroche auch den jungen frankfurter Advokaten und Dichter unterhalten haben wird. Der ältere Bruder, Johann Georg, hatte sich durch seine tändelnden Gedichte dem Vater Gleim in Halberstadt empfohlen, der ihm zu einem sorgenfreien Kanonikat an seiner Seite verhalf, und zu Erfurt hatte er Wielands Bekanntschaft gemacht; der jüngere, Friedrich Heinrich, der sich in Genf unter Le Sage herangebildet hatte, lebte in Düsseldorf als Kaufmann, beschäftigte sich aber auch lebhaft mit schöner Literatur, besonders derjenigen, die sich auf Sittlichkeit und Menschenbildung bezieht. In diesem Jahre hatte er die Stelle eines Hofkammerrathes erhalten, die ihm, da er sein Geschäft aufgab, um so mehr Zeit ließ, in dem anmuthigen Düsseldorf und auf dem zu seiner sokratisch-horazischen Weisheit wie geschaffenen Gute zu Bempelfort seiner Neigung zu leben. Vergebens suchte Frau von Laroche eine freundliche Verbindung zwischen den Brüdern Jacobi und dem geistprühenden Frankfurter herzustellen; sie überzeugte sich bald, daß eine entschiedene Abneigung gegen diese Goethes Seele ergriffen hatte, der sich selbständig auf sich stellen wollte und durch einzelne ihm zugebrachte Aeußerungen der Brüder über sein gesellschaftliches und schriftstellerisches Wesen verletzt worden war. Was hatte der Frankfurter mit dem vornehm sich geberdenden Freunde Wielands, was mit dem tändelnden Anakreontiker am Niederrhein zu thun? Auch der Einfluß von Jacobis junger Tante, Johanna Fahlmer, die bereits im Sommer 1772 nach Frankfurt zog, vermochte nichts über seine Abneigung. Freilich fühlte er sich auch zu der Halbschwester der Brüder, Lotte, und zu der Gattin des jüngern Jacobi, der anmuthig heitern Betti, als diese im folgenden Sommer zu Frankfurt verweilten, so freundlich hingezogen, daß er

nach der Rückkehr der letztern mit dieser in briefliche Verbindung blieb: aber von Fritz Jacobi und dem Dichter durfte keine Rede sein. Als die Fahlmer, welche Betti auf dem Winterbesuche nach Düsseldorf begleitet hatte, ihm Aeußerungen der Brüder über ihn mitzutheilen nicht unterlassen konnte (er hatte sich unterdessen durch „Gög“ der Welt herrlich offenbart), erwiderte er kalt: Meinungen anderer über einen interessirten immer, so wenig sie auch Einfluß über und in einen haben möchten oder könnten. Freilich mochte er im Scherze wohl auf den Gedanken eines Besuches in Düsseldorf eingehen, wie er es im Januar in einem Briefe an die Fahlmer thut, wo er sich einbildet, er habe dem Kutscher, der ihn Nachts aus der Gesellschaft nach Hause fuhr, auf seine Frage, wohin er wolle, zugerufen: „Kutscher, an Rhein!“ und sich dann vorstellt, wie er dort ankomme, von der Magd, die mit in Frankfurt gewesen, empfangen werde und sich bei dem Kammerrath Jacobi präsentire: aber sein Widerwille gegen die Brüder hielt trotz allem noch in voller Stärke vor. Im Frühling 1774 kam der vielversprechende Dichter Heinse mit dem ältern Bruder nach Düsseldorf, wo man die Herausgabe der für Damen bestimmten Zeitschrift „Fris“ ins Werk setzen wollte. Die Ankündigung derselben entfremdete Goethe den Jacobis noch mehr, da er meinte, sie wollten durch eine schale Toilettenlectüre den „Merkur“ Wielands, mit dem sie in Zwiespalt gerathen, zu Falle bringen. Noch Ende Februar 1774 erwidert er seiner „lieben Mama“ Laroche: „Nach Düsseldorf kann und mag ich nicht. Sie wissen, daß mirs mit gewissen Bekanntschaften wie mit gewissen Ländern [dem Niederrhein] geht, ich könnte hundert Jahre Reisender sein, ohne Beruf dahin zu fühlen.“ Als die Jacobis Sammler von Subscribenten für ihre „Fris“ nach dem von Klopstock bei seiner „Gelehrtenrepublik“ befolgten Plane suchten, fragte Frau von Laroche bei ihm an, ob sie seiner Schwester in Karlsruhe diese empfehlen solle. „Was sagt Ihnen Ihr Gewissen?“ antwortet er.*) „Und wenn es Ja sagte, warum fragen Sie mich? Ich hab' ihr meine Meinung geschrieben: mich dünkte, sie solle sich haus (heraus) lassen, solle ihre Freunde nicht in Kontribution setzen,

*) Von Loeper hat den Brief sieben Monate zu früh gesetzt.

um eines Fremden willen, mit dem sie nie etwas gemein gehabt noch haben kann, und dessen Keckheit unverzeihlich ist, mit der er zu seiner Geldschneiderei die Speditours zusammenbettelt, und übrigens möge sie nun thun, wies ihr vorkommt. Das hab' ich geschrieben und nun thun Sie, was Sie können, und meine Schwester mag thun, was sie will. Mir ist die Kleinheit des Menschen wieder bei der Gelegenheit recht merkwürdig worden, und mir gehts, wie dem Domdechant [Dumeiz in Frankfurt], der die Sottisen seiner Widerjacher wie eine Perlenchnur am Halse trägt [sic ruhig gewähren läßt]. Ich wünsche Jacobi viel halbe Pistolen, und in dieser Rücksicht hab' ich ihm das andre verziehen. Daß die Kerls mit ihrem Namen Bucher treiben, ist recht gut, nur mich und die Meinigen sollen sie ungeschoren lassen, da sie auch, dünkt mich, überzeugt sein könnten, daß man mit ihnen nichts zu thun haben will." Hatte er ja in der Farze auf Wieland dessen Schatten im Traume seinen „lieben Jacobi“ anreden und Euripides darauf bemerken lassen, man sehe daraus, mit was für Leuten er umgehe. „Da ich fertig bin, liebe Mama“, fügt er hinzu, „fällt mir ein, daß ich ungerecht gegen die Jacobis bin; hab' ich mich denn nicht auch bei ihren Weibern, Tanten und Schwestern eingenistet? Das gibt ihnen nach der strengsten Kompensation ein Recht auf meine Kornelie [seine Schwester]. Oho!“ Ähnlich äußerte er sich gegen Kestner, den Gatten der weglarer Lotte, von welcher der ältere Jacobi, wie ihm geschrieben worden, eine sehr vortheilhafte Schilderung gemacht hatte. Die „Fris“ sei eine kindische Entreprise, solle ihm aber verziehen sein, weil er Geld dabei zu schneiden denke. „Eigentlich wollen die Sackerls den „Mercur“ miniren, weil sie sich mit Wieland überworfen haben. Was die Kerls von mir denken, ist mir einerlei. Ehedessen haben sie auf mich geschimpft wie auf einen Hundejungen, und nun müssen sie fühlen, daß man ein braver Kerl sein kann, ohne sie just leiden zu können. Daß Lotte in der Reihe der Protectrices steht, kleidet sie gut.“*) Er hatte sich unter-

*) Unter der „Collecteurs und Collectricen“, welche die Beilage zum ersten Bande verzeichnet, findet sich ihr Name nicht, aber manche andere Damen, auch die Laroche, und viele bedeutende Männer, selbst Kant und Lessing.

deffen mit den Göttingern verbunden und war von Klopstock angezogen worden. Als letzterer seine „Gelehrtenrepublik“ auf Subscription anzeigte, beeiferte sich ganz Deutschland, dem Dichter des Messias und der Oden seine hohe Verehrung durch zahlreiche Betheiligung zu bezeigen; Jünglinge und Mädchen öffneten dafür ihre Sparbüchsen. Für die Schätzung deutscher Literatur in den verschiedenen Gegenden Deutschlands ist das Subscribentenverzeichnis ein ziemlich zuverlässiges Barometer. Während Göttingen, wo freilich auch manche Auswärtige unterzeichneten, 342, Mitau 140, Hamburg 133, Hildesheim 110, Berlin 90, Wien 86, Mannheim 81, Darmstadt 77, Königsberg 70, Nürnberg 67, Münster 56 Unterzeichner zählt, und, um andere Orte zu übergehen, Frankfurt am Main 22, Bonn 17, den Kurfürst und den Minister an der Spitze, hatte der Kolporteur in Düsseldorf nur 6; Köln brachte es zu 2, dem Rentmeister Planckenhewer und dem Vogt Shall, Mainz ist nur durch den Grafen von Walberdorf vertreten, Aachen, Koblenz, Trier fehlen ganz, obgleich ersteres Transportort sein sollte. Zu der „Zris“ fanden sich „Collecteurs und Collectrices“ in Koblenz, Bonn, Köln, Düsseldorf; in Köln war es der bergische Ritterschafts Syndicus von Lemmen, in Bonn Sekretär Schmitz, in Koblenz Frau von Laroche, in Düsseldorf, wo das Hauptcomptoir war, Hofrath (Arzt) Brinkmann und Hofkammerrath Jacobi. Die Zahl und Namen der Subscribenten wurden nicht angegeben, angeblich, weil die sämmtlichen Listen noch nicht eingegangen waren, nach der Anzeige vom 25. April 1776.

Anfangs Juni 1774 wollte Goethe Frau von Laroche nach Frankfurt abholen, als ihm einer seiner liebsten auswärtigen Freunde, Lavater in Zürich, seine baldige Ankunft meldete. Der jugendliche Dichter, der sich vor kurzem durch „Werthers Leiden“ von allem düstern Lebensüberdruß glücklich befreit hatte, wurde von dem unendlich liebenswürdigen, innigst gemüthvollen schweizer Geistlichen, dem christlichen Dichter, entschlossenen Freiheitsfreunde und begeisterten Physiognomiker ganz hingerissen; er begleitete ihn bis Ems, wohin er auch bald darauf zu längerem Aufenthalt zurück-

Auch Wieland fehlt nicht, wonach er sich die „Zris“ neben dem „Merkur“ ruhig gefallen ließ.

kehrte. Mit ihm besuchte er Frau von Laroché, welcher er mittheilte, daß er Lavater auf seiner Reise nach dem Niederrhein begleiten werde, ohne irgend anzudeuten, daß er in Düsseldorf Jacobi zu besuchen gedenke, ein Entschluß, der noch keineswegs fest in seiner Seele stand. Lavater hatte eine Zusammenkunft mit dem Rektor Johann Georg Hasencamp zu Duisburg, einer der mystisch frommen Seelen, zu Mülheim am Rhein verabredet, wo die kölnischen Reformirten ihre Kirche hatten.*) In der Frühe des 18. Juli fuhr er mit Lavater, dem diesen begleitenden Zeichner Schmoll, Bajedow, dem Apostel eines neuen Erziehungs- und Unterrichtswesens (sein Philanthropin sollte im Herbst eröffnet werden), der zu Verwandten fahrenden hochschwangeren Frau des nassauischen Hofrathes Dr. Johann Kämpf, Physikus des Fürstenthums Diez und Badearzt zu Ems**), welche die Sorge für die Bewirthung übernommen hatte, und einigen andern auf einem besondern Schiffe die Lahn herab, da sie auf dem Rhein nach Neuwied wollten. Sie vergnügen sich anfangs damit, auf ein Blatt abwechselnd Verse oder profaische Gedanken hinzuwerfen. Goethe macht „Reimendungen für die Gesellschaft“. Es wird Kaffee getrunken und Rindfleisch gekocht. Lavater, in einen rothen Dragonermantel mit messingenen Knöpfen gehüllt, schreibt ein Tagebuch, das uns erhalten ist. Die Gesellschaft ist trotz einigen Regens lustig. Goethe schreibt:

Wir werden nun recht geführt,
Weil Bajedow das Ruder rührt.

Bei Lahnestein hält Bajedow eine wichtige Lobrede auf Lavater. Das Schloß Lahneck gibt Goethe das Gedicht „Geistesgruß“ ein, in welchem der Geist des heldenhaften Stammvaters von der Linde herab dem unten fahrenden Schifflein seinen Segensgruß in sehnsuchtsvoller Erinnerung ertheilt. Bei Niederlahnstein stieg Goethe zuerst aus; Bajedow drang in ein Haus, wo er sich mit den eben Speck und Bohnen essenden Einwohnern an den Tisch

*) Vgl. den aus urkundlichen Quellen geschöpften, bisher von der Goetheforschung übersehenen Bericht von von der Goltz, „Ein Freundeskreis und sein Verkehr am Rhein im J. 1774“, in J. Meyeringhs „Jahrbuch des rheinisch-westfälischen Schriftensvereins“ III, 102. ff.

**) Vgl. über ihn und seine Verhandlungen mit Bajedow im August die „Westdeutsche Zeitung für Geschichte und Kunst“ I, 242 ff.

setzte und es sich wohl schmecken ließ. „Alle ihm nach; Gewirr, Leben und Freude“, berichtet Lavaters Tagebuch. „Wieder ins Schiff. Kapelle, ein zerstörtes Schloß vorbei.“*) Hier ließ Goethe sich in seiner Weise „über die Kerls in Schöffern“ aus. Nachdem sie in den Rhein eingefahren, las dieser. Bei dem weinreichen Horchheim kam die Rede auf die „Staatsnase der regierenden Frau Gräfin von Thiershof**), die freilich für den Physiognomiker bedeutend sein mußte. Wer derselben gedacht, hören wir nicht. Vielleicht handelte es sich um die ihrer Familie eigene auffallende Form der Nase, welche die vornehme Dame als die der eigentlichen Staatsnasen bezeichnete. Zu Koblenz speiste man an der Wirthstafel des damals und bis zum Ende des Jahrhunderts bedeutendsten, einem Herrn Maasß zugehörenden Gasthofs „zu den drei Reichskronen“ auf dem Entenpfuhl.***) Goethe saß zwischen Bagedow und Lavater. Der letztere gab einem ihm zur Seite sitzenden Pfarrer seine Aus-

*) Hier ist wohl der Anblick von Kapellen und Schloß Stolzenfels gemeint.

**) Der Name wird verhört sein. Man könnte etwa an Sierstorf denken; freilich gab es damals keine regierende Gräfin von Sierstorf, wie auch keine regierende Gräfin, deren Name an Thiershof anklingt, aber doch einen kölnner Stadtgrafen von Franken-Sierstorf, welche Stelle schon dessen Vater und Großvater inne gehabt hatten. Franz Caspar von Franken-Sierstorf oder Sierstorf war 1772 Stadtgraf geworden; er mußte sonderbarer Weise achtzehn Jahre später diese Stelle wegen Unkenntniß aufgeben. 1768 hatte er sich mit Eva Franziska von Badum vermählt, die hier gemeint sein könnte. Frau von Laroche gedenkt 1799 in ihrer Schrift „Mein Schreibtisch“ unter ihren Freundinnen einer „Sophie von Siersdorf“. Die Erwähnung der Dame ward etwa durch die hier den Rhein theilende Insel Oberwerth mit ihrem Damenstift veranlaßt, in dem es eben nicht erbaulich zuging.

***) Schon 1853 (Freundesbilder S. 27 f.) ist von mir bemerkt, daß von Stramberg diesen Gasthof von alten Leuten als den damals von Goethe besuchten bezeichnen hörte. Eine der größten Verwechslungen ist es, wenn von Loeper (Goethes Gedichte II, 470) behauptet: „Das Diner hätte . . . nach [von Stramberg] dem ‚Rheinischen Antiquarius‘ (II, 20 S. 567) in dem [Gasthof] zum ‚Niesen‘, der schon seit 1746 der Familie Geromont gehörte, stattgefunden.“ In dem angeführten Bande ist von Bingen, nicht von Koblenz die Rede und Goethes wird mit keinem Worte gedacht. Aus demselben „Rheinischen Antiquarius“ hätte er sich überzeugen können, daß der von ihm gemeinte Gasthof zum Niesen in Koblenz damals noch nicht bestand, erst später an der Stelle von vier Häusern gebaut wurde, von denen eines, das den Namen

legung der Geheimnisse der Offenbarung des Johannes zum Besten, während Basedow einem sich dagegen sträubenden Tanzmeister die Kindertaufe, die er schon vor sieben Jahren in einer eigenen Schrift verworfen hatte, als einen eingerissenen Mißbrauch nachwies. Goethe sprach unterdessen einem Salm und einem Hahn recht wacker zu. Nachmittags ging er allein nach dem auf der andern Rheinseite liegenden Vallendar, wo er von seinem frühern Besuche der Laroche in Thalehrenbreitstein (diese war eben in Nassau anwesend) die Gattin des Gutsbesizers D'Estier, eine geborene de Faymonville aus Stavelot, kannte. Mit einem Blumenstrauß von der ihm gewogenen Tochter Margaretha (Grethel) geschmückt, kehrte er zur Gesellschaft zurück. Diese war um 3 Uhr von Koblenz abgefahren, stieg aber, da ein Sturm sich erhoben hatte, aus und ging bis Bendorf zu Fuße. Lebhaft unterhielt sich Lavater auf dem Wege mit zwei Begleitern, Benzler*) und dem „redlichen“ Weidemann, die wohl in Koblenz zu ihm gekommen waren, über „Atheisten, Naturalisten, Christen überhaupt, rechte Christen“, und über den Glauben an Christi Auferstehung in seiner Goethe wohlbekannten eifernden Weise. In Bendorf trank man bei einem Herrn R. Thee und besah dann die neue reformirte Kirche, die sich freilich neben der alten katholischen Basilika daselbst unbedeutend ausnehmen mußte. Im Schiffe schrieben und lasen sie; Goethe und Lavater stifteten einige Dankverse in das Kalenderlein ihrer Frau Wirthin; ersterer setzte unter seine Scherzreime das Datum mit der Ortsangabe „auf dem Rhein am Mast geschrieben, im Angesicht von Koblenz“. Bei herrlichem Sonnenuntergang fuhren sie mitten auf dem Rheine an Schloß Engers vorüber, dann auf Neuwied zu, wo Lavater mit seiner Gesellschaft von Hofrath Roques, einem „geschickten“ jungen

„zum Niesen“ führte, der Familie von Görres gehörte. Irrthümer sind nie ganz zu vermeiden, doch eine solche Verwechslung zeugt doch von unglaublich eifertiger Leserei. So glaubt man das Richtige berichtigen zu können!

*) Unter ihm ist wohl der Lemgoer Postmeister und Sekretär Johann Lorenz Benzler (am 19. Februar 1747 geboren) gemeint, der schon unter den Collecteuren der Gelehrtenrepublik, des „Merkur“ und der „Zris“ erscheint, den Lavater den „vollkommensten der Adamskinder“ nannte, der Freund von Klein, Herder, Jung Stilling und Claudius. Er hatte sich als Kinderschriftsteller und Uebersetzer aus dem Französischen und Englischen bekannt gemacht.

Manne, einem Anhänger des überall zahlreiche Verehrer findenden Züricher Helfers (Bikars), freundlich aufgenommen wurde. Nachdem man zu Abend gegessen, ging es an den Hof. „Brillante Menge Grafen und Gräfinnen. Fürstin von Hsenburg. Allenthalben Spuren der Freude. Abschied“, berichtet Lavaters Tagebuch. Zu Hause führte Benzler zu Basesdows Aerger noch ein anderthalbstündiges „Geschwätz“. Später schrieb Lavater Bilette an Freund Pfenninger und seine Frau, wozu Goethe Knittelverse diktirte. In Neuwied trafen sie den seit dem 2. hier weilenden schwedischen Reisenden Björnstähl. Dieser hatte schon im vorigen Jahre Lavater in Zürich außerordentlich lieb gewonnen und vor einigen Monaten, am Nachmittag des 8. April, „Herrn Goethe, Doktor der Rechte, einen sehr artigen Mann,“ in Frankfurt kennen gelernt, der mit ihm zum Direktor des Gymnasiums, Furmann, gegangen war. Auch die Bekanntschaft der Laroche, an die ihn ein Brief Hirzels aus Zürich empfohlen, hatte Björnstähl gemacht. Den 21. Juni hatte er fast ganz bei ihr in Thalehrenbreitstein zugebracht, am 25. in ihrer Gesellschaft einen Ausflug nach Ems gemacht, den folgenden Tag der großen Büchersammlung ihres Gatten gewidmet. Sie schien ihm in jedem Betracht ein vollkommenes Muster für ihr Geschlecht. In Neuwied, bemerkt Björnstähl, habe sich jeder bestrebt, Lavater zu sehen und kennen zu lernen; bei Hofe sei er mit ausnehmender Achtung empfangen und ihm Zimmer in einem Flügel des Schlosses eingeräumt worden. Am folgenden Morgen, den 19., schrieb Goethe an die Laroche in Nassau: „Mir ist mehr als einmal durch den Kopf gefahren, daß es so sein muß: hier am Hofe ehrt man und liebt man Sie, und wo nicht? als nur da, wo Sie angebetet werden sollten. Doch wie ist's worden? Ich hab' die liebe Kleine bei der D'Esther gesehn. Adieu, Mama. Kommen Sie hierher! Lavater predigt auf den Sonntag hier. Empfehlen Sie mich Frau von Stein.“ Kein Wort von der Weiterreise, da er seine Absicht nicht verrathen wollte; Frau von Laroche mußte nach diesen Zeilen eher denken, er werde mit Lavater bis zum nächsten Sonntag, den 24., noch in Neuwied bleiben. Weder die Unterhaltung bei Hofe, noch die Herrenhuter und Mennoniten, denen Lavater den ganzen nächsten Tag widmete, zogen Goethe an. In Neuwied könnte er am 19.

das gefühlvolle Hochzeitsgedicht für Jakob Passavant und Magdalena Schübeler im Namen der Brüder des Bräutigams gedichtet haben. Er besuchte hier seinen Jugendfreund, den dichterisch begabten Offizier E. K. L. Hfenburg von Buri, dem er seine neuesten Gedichte mittheilte.*) Mit ihm hatte er einst wegen der Aufnahme in einen Tugendbund in Verbindung gestanden, von dem man ihn auf sonderbare Weise ausschloß.**) Ob er nach Düsseldorf zu Jacobi gehen sollte, mag er ernstlich erwogen haben, ehe er sich zu diesem nach so langer entschiedener Ablehnung bedeutenden Schritte entschloß; eine lebhaftere Ahnung sagte ihm, daß es an der Zeit sei. Lavaters Tagebuch gedenkt Goethes an diesem Tage gar nicht.

Am regnerischen 20. Juli um 6. Uhr Morgens fuhr Goethe mit Lavater und Schmoll (Baschow blieb in Neuwied) auf dem Herrenhuterschiffchen den Rhein abwärts. Die vergangenen Tage und das schlechte Wetter hatten sie sehr herabgestimmt. Unter dem nassen Decktuche des Schiffes saß Lavater neben Schmoll vor Goethe; letzterer trug noch auf dem grauen Hute den halbverwelkten Blumenstrauß von lieber Hand; über dem braunseidenen Halstuch erhob sich der graue Kapuztragen des Mantels. Der so „in romantischer Gestalt“ im Rheinschiffchen sitzende Dichter des „Werther“ verzehrte, so bemerkt Lavater, sein Butterbrod „wie ein Wolf“ (nach seinem Vornamen nannte man ihn auch Wolf), und er „sah sich nach dem übrigen eingepackten Essen schon weiter um“, da sein Magen sehr anspruchsvoll war. Bei Andernach sprach er gelegentlich die schon im „Wandsbecker Boten“ unter der Aufschrift „Ein Gleichniß“ gedruckten Verse auf die Autoren, die ihre Gedichte auf Pränumeration, um Geld daraus zu ziehen, drucken lassen, wobei der Aerger auf das Geldschneiden der Fris mitwirkte. Noch am Ende des Jahres schrieb er an die Laroche, seine Autorschaft habe ihm die Suppen noch nicht fett gemacht, und sie werde und solle es auch nicht thun. Nach dem Frühstück sprach Goethe die Scherz-

*) Am 21. März 1775 klagt er der Frau von Laroche, daß dieser einige Gedichte, die er damals ihm gegeben, zu seinem Verdrusse ihm vorenthalte, und er bittet sie, ihm diese zu verschaffen. „Ich hab' ihm geschrieben; er ließ mir durch einen dritten sagen, er wolle mir sie durch Madame Laroche schicken.“

**) Vgl. mein Leben Goethes S. 51 ff.

verse „Hat alles seine Zeit“ aus seinem Concerto dramatico. Bei Hönningen genossen sie trotz des Nebels eines erfreulichen Blickes. Goethe tröstete sich über das andauernde Regenwetter mit dem Sprüchlein: „Laß regnen, wenn es regnen will u. s. w.“; dann las er aus seinem noch unvollendeten Singspiel „Erwin und Elmire“, woran er vielleicht fort dichtete, als Lavater eine Stunde schlummerte. Aber auch Goethe und Schmoll schlofen darauf den Schlaf des Gerechten unter dem Decktuche; als man es in der Nähe von Bonn einen Augenblick öffnete, wurden beide durch einen kühlen Wind geweckt, und so forderten sie sogleich, man solle wieder schließen. Um 12 Uhr landeten sie zu Bonn, wo man in der Stadt zu Mittag speiste. Die Residenz des Kurfürsten von Köln fesselt die Elenden nicht. Zwei Stunden später fahren sie mit dem Postwagen nach Köln. Es regnet immerfort; die ermüdeten Reisenden überlassen sich während des größten Theiles des durch eine lange schöne Allee führenden Weges dem Schlummer. Von dem düstern Severinsthor empfangen, fahren sie durch die lange manche Spuren ländlichen Gewerbes zeigende Severinstrafe. Endlich kommen sie in dem Posthose in der Glockengasse (damals Klöckergasse genannt), im sogenannten Fürstemberger Hofe an, wo der kaiserliche Reichspoststallmeister und Postwagenexpeditor J. A. Eschweiler wohnte. Die jetzt sogenannte alte Post, längere Zeit im Besitze der Familie Pauli, besteht aus drei frühern Häusern, wie dies noch die Hausnummer 11. 13. 15. bezeichnet, die sie in unserm Jahrhundert erhielt. Der Fürstemberger Hof war das jetzt mit 13 und 15 bezeichnete Haus.

Auch in Köln machte man keinen Aufenthalt, schon um 5 Uhr fuhr man weiter. Lavater blieb in Mülheim, wo er von Hasencamp und dem frommen Arzte Dr. Collenbusch empfangen wurde, dessen Anblick, wie Jung Stilling von ihm sagte, Lavaters physiognomisches System erschüttern zu wollen schien. Goethe fuhr mit Schmoll, der die Gemäldegalerie sehen wollte, nach Düsseldorf. Man stieg im „Prinzen von Oranien“ ab. Am andern Morgen eilte Goethe schon in aller Frühe, vor 8 Uhr, nach Jacobis Haus an der Ecke der Neustraße in der Nähe des damaligen Flingerthores, links, wo man jetzt nach der Allee hinausgeht. Aber Jacobi

war aus der Stadt nach Pempelfort gezogen, Frau Betti zu ihren Eltern nach Baels verreist. Zu Pempelfort, wohin er sofort sich begab, fand er den Vater Jacobi, die beiden Schwestern, von denen die eine, die muntere Lotte, ihm schon bekannt war, und die Kinder mit Ausnahme des jüngsten, aber weder Fritz noch dessen Bruder Johann Georg; der erstere befand sich auf einer Geschäftsreise zu Elberfeld, der andere erfreute sich dort an den Schönheiten des Wupperthales. Dieses Verfehlen traf den jungen Dichter, der sich zu dem Entschlusse, das Eis zu brechen, endlich ermannt hatte, gar wunderbar; es scheint ihm augenblicklich nach dem ihm eigenen Aberglauben wie ein Zeichen aufgefallen zu sein, daß er die Bekanntschaft nicht machen solle; denn in Pempelfort muß er sich sonderbar unbestimmt über sein Bleiben geäußert, sein Wiederkommen nicht zugesagt haben. Er eilte zunächst wohl allein, ohne Schmoll, zur Gemäldegalerie, vielleicht in der Absicht, Nachmittags zurückzureisen; als er aber von dieser wieder in den Gasthof kam, schrieb er an die in Baels weilende Freundin:

„Sie erwarten keinen Brief von mir, am wenigsten datirt:
Düsseldorf den 21. Juli 1774,

gegen zwölf Mittags, in dem Gasthose zum Prinzen von Oranien. Kommend von der Galerie, die meines Herzens Härte erweicht, gestärkt und folglich gestählt hat.*) Vor acht heut früh lief ich nach Ihrem Hause, in die Neustraße, ans Flinger- oder Flindertor (deswegen gehe ich so ins Detail, daß Sie sich des überzeugen, daß ich hier bin, das ich selbst kaum glaube); Kathrine**) machte auf, und große Augen, stuzte, erkannte mich und schien vergnügt zu sein. Das Haus war leer! Die Herrschaft verreist, der Jüngste schlief, die andern in Pempelfort. Ich hinaus nach Pempelfort. Lottchen, Lenchen, Papa, Fritz, George, der Kleine u. Daß mirs weh thut, Sie nicht zu treffen, fühlen Sie — just jezo — eben jezo. — Was weiter wird? Steht in der Götter Hand.“

*) Vor gestärkt ist mein Herz gedacht. Mit hartem Herzen war er zur Galerie gekommen, halb entschlossen, ohne Jacobi gesehen zu haben, wieder abzureisen, aber der Kunstgenuß hatte die Härte erweicht, und so sein Herz zum Guten gestärkt.

**) Die alte Dienerin, welche mit Betti in Frankfurt gewesen war.

Man sieht, er wußte nicht, was er thun sollte; daß er gekommen, ihren Gatten kennen zu lernen, und es bedauere, daß sie ihn diesem nicht zuführe, deutet er kaum an. Betti wußte auch nicht, was sie aus dem Brief nehmen sollte, ob er es wirklich über sich gewinnen werde, ohne die Bekanntschaft ihres Gatten gemacht zu haben, wieder abzureisen. „Wäre ich und alles, was ich liebe, in Düsseldorf gewesen“, schrieb sie, „so sollte unsere altdeutsche ehrliche Bewirthung Sie nicht mißvergüßt haben abreisen lassen. Sind Sie oder sind Sie nicht mehr daselbst?“ Als diese Zeilen ihn trafen, war der Bund mit ihrem Gatten glücklich geschlossen.

Goethe überwand, er entschloß sich selbst nach Elberfeld zu gehen, wo sein strafburger Freund Jung Stilling Arzt war. Dies ergibt sich aus Jung Stillings späterm Bericht ganz unzweifelhaft, wenn er auch manches verschoben und irrig hereingetragen hat. Jacobi selbst bemerkte, als er Jung Stillings „Häusliches Leben“ (1789) gelesen, dessen Erzählung sei aus Dichtung und Wahrheit zusammengesetzt und oft durch Untreue des Gedächtnisses entstellt, wie z. B. sein Bruder bei der ersten Bekanntschaft Goethes nicht zugegen gewesen sei, aber daß er Goethe in Elberfeld kennen gelernt habe, leugnet er nicht. Auch Goethe erinnerte sich sehr wohl, daß dieses denkwürdige Ereigniß nicht in Düsseldorf sich begeben, nur irrte er, wenn er meinte (doch könnte er hier auch absichtlich aus künstlerischer Absicht von der Wahrheit abgewichen sein), er sei von Köln, nicht von Elberfeld mit dem neuverbundenen Freunde nach Düsseldorf zurückgekehrt. Die Annahme, Goethe habe Jacobis Bekanntschaft in Pempelfort am Morgen des 21. Juli gemacht, steht, um hier anderer, weiter unten anzuführenden Zeugnisse nicht zu gedenken, in schroffstem Widerspruch mit dem deutlich redenden angeführten Billete an Betti, so wie mit deren Antwort und Goethes spätern ohne Zweifel in Köln geschriebenen Zeilen, in welchen er dieser triumphirend meldet, er habe den nun auf ewig gewonnenen Freund ganz allein aufgesucht und im ersten Augenblick ohne Vermittlung eines schweesterlichen Blickes den Seelenbund mit ihm geschlossen.

Stillings Erzählung ist etwas verworren, wie man z. B. gar nicht sieht, wie Heinze mit Goethe zusammengekommen, auch der

Freude des Begegnens von Jacobi mit Goethe und Lavater gar nicht gedacht ist. Dagegen ist die seltsame, bis ins einzelinste ausgeführte Schilderung der Versammlung an dem ovalrunden Speisetisch bei „einem bekannnten und die Religion liebenden Kaufmanne“, wo neben Lavater sich die Jacobis, Heinze und Goethe und manche andere, namentlich angeführte und geschilderte Leute befanden, der Hauptsache nach nicht zu bezweifeln. Neues Licht wird über Goethes erste Zusammenkunft mit Jacobi durch den oben angeführten Bericht von von der Goltz und das von ihm benutzte Tagebuch Hasencamps*) verbreitet. Goethe fuhr den Nachmittag oder Abend des 21. nach Elberfeld, um dort Stilling aufzusuchen. Lavater war Nachmittags mit Hasencamp und Collenbusch nach Düsseldorf gefahren; am folgenden Morgen besuchten sie die Galerie, dann brachten sie ein Wagen nach Elberfeld, wo Goethe sich indessen bei Stilling auf die wunderliche von diesem erzählte Weise eingeführt hatte. Er speiste bei diesem zu Mittag und ging mit ihm spazieren. Auf dem Wege begegnete den Freunden Jacobi, der eben von Elberfeld kam; er berichtete den drei Reisenden (Hasencamp und der bei Duisburg wohnende Collenbusch waren ihm persönlich bekannnt), daß Goethe in Düsseldorf sei, wohin er deshalb eilends zurückkehre. Doch konnten diese ihm mittheilen, derselbe sei gestern nach Elberfeld gereist, um Stilling aufzusuchen. So kehrte er denn sofort im Wagen der drei Reisenden nach Elberfeld zurück. Sie besuchten dort, ehe sie zum Pfarrer Arnold Müller im Dorfe Wichlinghausen sich begaben, um sich ein wenig auszuruhen, den frommen Kaufmann Caspary.**)

„Bei Caspary trafen wir den frankfurter Buchmeister (?), unsern Dichter Herrn Dr. Goethe“, erzählt Hasencamp bei von der Goltz. „Dem legte ich die Frage vor, ob nicht Klopstocks ‚Messiade‘ so umgearbeitet werden könne, daß alle scholastischen Ideen, welche das Evangelium der Herrlichkeit verdunkeln, durch lauter Schriftwahrheiten ersetzt würden. Auch forderte ich

*) Einen Auszug daraus gibt auch neuerdings Dr. Karl Krafft im „Reformirten Wochenblatt“ 1884 Nr. 51

**) Wohl Konrad Adolf Caspary, der auch geistlicher Dichter, ein Freund von Terstegen war, oder dessen Sohn Anton Philipp, der am 17. Mai 1757 eine Wichelhausen geheiratet hatte.

ihn auf, wie Gellert eine Komödie „Die Betschwester“ geschrieben habe, so möchte er eine schreiben, „Der Gebetsverehrer“. Er war nicht unwillig darüber.“ Die hübsche Beschreibung Stillings enthält einzelne falsche Züge. Schon Jacobi bemerkte, daß sein Bruder nicht dabei gewesen sei, aber Heinse war zugegen.*) Dagegen wird Stilling mit Goethe nach dem Berichte des erstern erst zu Caspary gegangen sein, als er von Lavaters Ankunft vernahm.**) Der von Stilling nicht genannte Tersteegianer war der vierundsechzigjährige Orgelmacher Jakob Engelbert Teschenmacher, der junge Kaufmann (Hafencamp spricht von mehreren redlichen Kaufleuten) hieß Grahe. Erst Krafft verdanken wir die Abschrift eines im gleimschen Nachlasse erhaltenen Briefes von Heinse an Gleim, der freilich fast ein Vierteljahr später (am 13. Oktober) geschrieben ist. „Lavater ist mit aller seiner Schwärmerei ein liebenswürdiger Mann“, schreibt er; „das unschuldige Lächeln um seine Lippen ist verführerisch und sein ganzes Gesicht ist ein Ausdruck der Ueberzeugung von dem, was er glaubt. Der erste Auftritt, wo ich ihn sah, muß von einer Meisterhand gezeichnet werden, und meine wenigen Kräfte dazu anzuwenden, hab' ich jetzt keine Zeit. Denket euch indessen uns von ungefähr in einer Stube zusammengeführt, zuerst Goethe (den wilden Verfasser von ‚Götter, Helden und Wieland‘), Heinse (den Verfasser [Uebersetzer] des Petron und [Verfasser] der „Laidion“, Lavatern, den Aufseher darüber; nach diesem den größten Pietisten unserer Gegend, Hafencamp, dann den Doktor Jung, der die ‚Asineide‘ [Ase-Neitha] im ‚Merkur‘ gemacht hat, auch einen Pietisten, dann Teschenmacher, einen berühmten Pietisten und meinen Fritz Jacobi und einen Maler, Goethes Freund***), und sechs Damen und Herren,

*) Nach Krafft gedenkt Hafencamp ausdrücklich neben Goethe dieses als „eines andern Gelehrten, der sich Rost nannte“.

**) Am seltsamsten ist es, daß Stilling nicht der Wonne der neuen Freunde und des Staunens Goethes gedenkt, Lavater hier zu finden, dagegen den Dichter des „Göy“ um den Tisch tanzen, Gesichter schneiden und allenthalben nach seiner Art zeigen läßt, wie „königlich ihn der Zirkel von Menschen gaudirte“.

***) Es kann nur Schmolz gemeint sein, aber daß dieser zu Elberfeld gewesen, beruht wohl auf Irrthum. Heinse wird ihn erst in Düsseldorf an Goethes Seite kennen gelernt haben. Deshalb erwähnt er auch nicht, daß dieser Lavaters Reisebegleiter war.

auch Pietisten, die uns zusammen zu sehen kamen, und höret Goethen Klopstocks ‚Messias‘ gegen Hasencamp vertheidigen*) und Herders ‚Urkunde‘, und höret mich loben und sehet ihn dann Lavatern zärtlich küssen und sehet die Gesichter voll Verwunderung und Erstaunen darob, und sehet uns dann alle friedlich zusammen ein Glas Wein trinken und unserer Pferde Sattel besorgen, wieder zurückkehren und Lavatern schon eine Betstunde halten und Abschied nehmen.“ Stilling und Grahe begleiteten Lavater und dessen Gefährten bei der Abendsonne bis zum Dorfe Wichlinghausen, wo sie sich von ihnen trennten. Goethe, Jacobi und Heinse hatten schon bei Caspary sich von Jung und Lavater verabschiedet, um nach Düsseldorf zu reiten. Jacobi und Heinse hatten ihr Pferd bei sich; auch Goethe war wohl nach Elberfeld geritten. Als dieser später in Köln Jacobis Gattin den geschlossenen Bund jubelnd verkündete, schrieb er: „Wie schön, wie herrlich, daß Sie nicht in Düsseldorf waren, daß ich that, was mich das einfältige Herz hieß. Nicht eingeführt, marschallirt, exkursirt; grad ’rab vom Himmel gefallen vor Fritz Jacobi hin! Und er und ich und ich und er! Und waren schon, ehe noch ein schwesterlicher Blick drein präliminirt hatte, was wir sein sollten und konnten.“ Die geheime Anziehung der Persönlichkeit hatte mit einem Schlage die Herzen unzertrennlich geeinigt; alles, was sie getrennt hatte, war mit einemmal vergessen, alles Mißtrauen von Jacobis Seite geschwunden, der noch vor vierzehn Tagen an Wieland geschrieben hatte, trotz der Aeußerungen, welche Goethe gegen die Fahlmer gethan, dürften sie ihm nicht viel zutrauen, da er ein zügelloser, unbändiger Mensch sei und bleibe.

In Pempelforts gastlichen Räumen, wo Goethe sich im Kreise der sich innig liebenden Familie, in welcher Bettis Geist auch aus der Ferne waltete, in welcher er schon längst durch die Schilderung

*) Hasencamps Tagebuch berichtet, er habe sich, im Gedanken, die Ungläubigen würden nach Ueberwindung der Zweifel die besten Vertheidiger des Glaubens, mit Goethe eine Weile unterhalten. „Ich äußerte meinen Abscheu an den scholastischen Ideen in Klopstocks ‚Messias‘, die der Verherrlichung Gottes in seinem Sohne so sehr im Wege ständen. Mit der Entschuldigung, das Ganze als Gedicht zu betrachten, ist nichts gerechtfertigt. Auch die Dichtkunst diene der Ehre Gottes. Ein Quentchen Wahrheit ist mir lieber als ein Zentner Gedichte.“ Man sieht, was Goethe erwiderte.

dieser und der Fahlmer heimisch geworden, in welcher er noch so manches fand, was er selbst dieser geschickt hatte, unter den hohen Linden-, Ulmen- und Pappelgängen so ganz heimisch fühlte, gewann der geschlossene Bund durch gegenseitiges Vertrauen und den vollen Erguß der Herzen festen Bestand. Wie viel hatten sich die Freunde zu sagen, die sich Jahre lang gespannt gegenüber gestanden, jetzt aber durch leibhaftes Zusammenleben sich mit Entzücken überzeugten, wie alles, was Gattin, Schwester und Tante ihnen gesagt hatten, durch die Wirklichkeit so weit übertroffen wurde, daß beide ineinander die Seele gefunden, nach der sie so lange sich gesehnt. Die unendliche Liebenswürdigkeit Goethes, die sich auch hier wieder den Kindern gegenüber zeigte, deren herziger Freund er überall war, die reine Offenheit, das glühende Seelenfeuer, die sprudelnde Geistesfülle, die Jacobi selbst als Bejessenheit bezeichnet, rissen den pempelforter Freund mächtig hin, wie das volle, leidenschaftliche Hingeben der von Grund aus vornehmen Natur Jacobis, das tiefe Wogen seiner nach dem Höchsten ringenden, von reinem Menschenfönn erfüllten Seele diesen wönig umfingen. Wie Goethe Heine erschien, lehren seine längst bekannten Aeußerungen an Gleim. Er nennt ihn „Genie und Kraft von Wirbel bis zur Zehe, ein Herz voll Gefühl, einen Geist voll Feuer mit Adlerflügeln, der alles mit sich fortreißt“; da sei kein Widerstand, wenn man ihn persönlich reden höre.

Dem ältern Bruder hatte Jacobi in Elberfeld die Aufforderung zurückgelassen, am nächsten Tage nach Pempelfort zu kommen, da er Goethe zu Gaste habe; dieser übereilte sich aber nicht. Neuerdings ist in der illustrierten Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ (Februar 1885) J. G. Jacobis Tagebuch vom 23. und 24. Juli 1774, nach dem von ihm selbst kurz vor seinem Tode ausgeführten Auszuge ans Licht getreten, welches über diese Tage ein neues Licht wirft und Goethes Erzählung erheblich berichtigt. Der ältere Bruder scheint Goethe die Verspottung in der Farze auf Wieland und die sonstigen ihm zugebrachten Aeußerungen lebhafter nachgetragen zu haben als der jüngere; seine Behauptung im Auszuge des Tagebuchs: „Herr Goethe hatte mich in öffentlichen Blättern empfindlich beleidigt“, ist ungegründet und muß auf späterer Trübung der Er-

innerung beruhen. Erst am Nachmittag, nachdem er Lavaters Besuch erhalten, der auch von Goethe mit Begeisterung gesprochen und ihm einen guten Eindruck trotz seiner Schwärmerei gemacht, ging er nach Düsseldorf. Von der ersten Begegnung sagt er: „Wir gaben uns die Hand. Ich sah einen der außerordentlichsten Männer voll hohen Genius, glühender Einbildungskraft, tiefer Empfindung, rascher Laune, dessen starker, dann und wann riesenmäßiger Geist einen ganz eigenen Gang nimmt. Seine Tafelreden hätte ich aufzuschreiben gewünscht.“ Wie wenig er Goethe eigentlich erkannte, ergibt sich aus der Bemerkung vom 24.: er sei gern mit ihrem Fremden (Gaste) gereist, wie sehr sie auch beide in ihrer Art zu sehen, zu hören und zu fühlen verschieden seien. „Ebenso wie ich unter den alten Griechen, so lebt er unter den alten Schotten, Celten und Deutschen, nur mit dem Unterschiede, daß ich zuweilen mit Lust auf seinen rauhen Gebirgen oder in seinen Felschlöffern oder in den weiten Sälen ihn besuche, wo Pfeil und Bogen an der Wand hängen und die Harfe von selbst einen Klang gibt, weil die Seelen der Väter hinkommen und sie berühren, er aber in meine lustigen Thäler, wo eine Grazie auf der Leier spielt, nicht herabsteigen mag.“ Freilich die maskirte griechische Grazie war nicht in Goethes Sinne, aber wie hoch er die alten Griechen hielt, hatte er schon in der Farze gegen Wieland gezeigt, und nicht bloß die alten Deutschen ehrte er und die treuherzigen Ritter des Mittelalters, die sein auch von J. G. Jacobi hochgehaltener „Göz“ wieder spiegelte, seine Seele lebte in der frischesten Gegenwart und seine Lyrik ergoß sich in den innigsten Tönen. Der Dichter Jacobi, der mit seinen „Poetischen Versuchen“ schon vor zehn Jahren hervorgetreten, war von seinen Goethe widerwärtigen Tändeleien schon zurückgekommen und nahm durch seine große Leichtigkeit des gesellschaftlichen Lebens, schönggeistige Bildung und herzliche Gemüthlichkeit für sich ein.

Schon ehe der ältere Jacobi nach Pempelfort kam, hatte Goethe sich mit Heinse befreundet. Der von sinnlicher Blut sprühende, zu Lust, Scherz und Spott aufgelegte, vom Leben wunderbarlich geführte Dichter hatte durch seine nach Goethes Urtheil „mit der blühendsten Schwärmerei der geilen Grazien geschriebene“ *Laidion*

die größten Erwartungen erregt, und seine Ottaven schienen ihm „alles zu übertreffen, was je mit Schmelzfarben gemalt worden“. Und trotz seiner achtundzwanzig Jahre war er der gutmüthigste Junge, dem schon Wieland durch den Namen des leichtfertigen und bitteren leipziger Dichters Kost seine freilich nicht ganz zutreffende Signatur gegeben hatte. Aber Jacobis Gastfreundschaft genöß noch ein anderer Goethe gleichalteriger, von Wieland angewetzter Dichter, Werthes, der Verfasser der von ihm in einem damals nicht veröffentlichten Gedichte verspotteten „Hirtenlieder“, ein „gar guter Junge“, dessen Art, sich in die Chinoises und Sophas zu finden, Goethe so menschlich fand.

Hatte er auch bereits am ersten Tage die düsseldorfer Galerie gesehen, so wird er diese doch an der Seite seines Fritz, Heinse und Werthes' noch einmal besucht haben, wo er denn den Direktor der Malerakademie, Johann Lambert Krahe, kennen lernte und sich an Heinse's feuriger Auffassung von Rubens' gewaltiger Kraft und seiner begeisterten Anschauung prächtiger niederländischer Landschaften gefreut, ja mit dieser gewetteifert haben wird.

Nach Goethes späterer Darstellung sollte man glauben, er habe sich eine Reihe von Tagen zu Pempelfort aufgehalten. Aber seine Zeit war kurz bemessen, da er noch mit Lavater in Ems zusammenkommen wollte, wohin dieser nach einer am 24. in Neuwied zu haltenden Predigt zurückkehren sollte, um den Badeort gleich darauf zu verlassen. Goethe will mit Jacobi von Köln aus Bensberg besucht haben; daß dies nicht richtig sein könne, habe ich schon früher bemerkt. Jetzt belehrt uns das Tagebuch des Dichters Jacobi, daß Goethe, Fritz, dessen Bruder und Heinse Sonntag den 24. Juli Morgens um 5 Uhr im Wagen nach dem kurfürstlichen Jagdschlosse Bensberg fuhren, das Merck vier Jahre später in Wielands „Mercur“ als eines der ernsthaftesten und gedachtesten Gebäude von ganz Deutschland bezeichnete. Ueber den Besuch daselbst berichtet der ältere Jacobi: „Wir speisten in einer schönen Laube, dicht an einem Gärtchen voll Blumen; hinter dem Gärtchen öffnete sich ein Theil der weiten Aussicht [die in der Ferne den Rhein und die „berühmten sieben Berge“ zeigt]. Ich glaube, daß die Götter dann und wann auf einer solchen Wolke so Nektar trinken und die Hälfte der Erde

übersehen.“ In so überschwänglicher Weise freute sich Johann Georg Jacobi und wohl auch die beiden andern Dichter der herrlichen Aussicht, während der jüngere Bruder und Goethe sich über Spinoza unterhielten. Fritz Jacobi erinnerte Goethe noch Ende 1812 an die Laube in Bensberg, wo der neue Freund ihm so unvergeßlich über jenen gesprochen habe; dieser bildete den Mittelpunkt ihrer lebhaften Unterhaltung, da Jacobi mit diesem ihm freilich zu kalt und hart scheinenden jüdischen Weltweisen, dessen Uneigennützigkeit und Großheit Goethe mächtig anzogen, sich eindringlich beschäftigt hatte. J. G. Jacobi fährt fort: „Nach Tisch gingen wir auf das Schloß, dessen Wände größtentheils von berühmten niederländischen und italienischen Meistern gemalt sind. Schade, daß die Malerei der Decke fast in allen Zimmern allegorisch ist und man den Gedanken des Malers nur selten errathen kann. Die Göttin des Glücks hat ihr Füllhorn und schüttet eine Menge von Reichthümern, Gold, Edelgestein, Ordenskettten, Bischofshüte u. s. w., auf die Erde, wo jedermann etwas zu erhaschen sucht. Die dummen Gesichter bekommen das Beste, der Maler selbst geht leer aus, sieht aber das Gewühl der übrigen und ihre Schätze mit Gleichgültigkeit. Immer zu verwundern, doch wird es ihm dadurch leichter, daß er ein artiges Weib, ihre Hand in die seinige gelegt, neben sich hat.

Mit welcher Freude gäb' ich nicht
Ein ganzes Horn des Ueberflusses
Für solch ein liebendes Gesicht
Und für den Segen eines Kusses!“

Das ist ganz der Graziendichter Jacobi, der sich in ähnlicher Weise geäußert haben wird, von der Meisterschaft der Kunst nichts verstand. Weiter bemerkt er noch, daß Goethe die Natur und das wahre Leben einiger Jagdstücke lang betrachtet, er selbst bei dem Reigen der artigsten Nymphen und Götter sich aufgehalten habe. Goethe selbst berichtet in seiner spätern Darstellung, daß ihn die Wandverzierungen von Wien über die Maßen entzückt hätten, da der außerordentliche Mann hier sein ganzes Talent erschöpft, sich in der Darstellung des mannigfaltigsten thierischen Ueberkleides der Natur gleichgestellt, in Absicht auf die Wirkung sie übertroffen habe.

Nicht einmal einen ganzen Tag konnten die Freunde zusam-

men in Köln verweilen, da sie erst nach Tisch das Schloß Bensberg besuchten und darauf nach der drei Stunden entfernten Stadt der heiligen drei Könige und der elftausend Jungfrauen der heiligen Ursula fuhren. Daß über diese bigotte Heiligenverehrung gespottet wurde, dürfen wir aus dem Bericht J. G. Jacobis schließen: „Wir reisten nach Köln, wo der majestätische Rhein vor dem [schon im Mittelalter] zugemauerten Stadthor vorbeifließt, durch welches die Knochen der heiligen drei Könige [vielmehr die unverehrten Leiber] gewandert sind, woneben römische Alterthümer, Kapellen mit Reliquien stehen und viele junge Leute, nachdem sie rothwangige Mädchen geküßt haben, vor den Gebeinen der elftausend Jungfrauen Buße thun.“ Goethe und sein neugewonnener Freund waren wohl zu sehr mit sich beschäftigt, als daß sie auf diesen wohlseilen Spott eingegangen wären. Sie wollten sich in Köln an Werken der Kunst erheben, an dem berühmten Rubensgemälde, dem Sabachischen Familienbilde und dem unvollendeten Riesenwerke des Doms, neben dem so manche andere Kirchen und ältere Bauwerke der Stadt trotz ihres Verfalles ein ehrwürdiges Ansehen gaben.

Diesmal genoß Goethe wohl von Deutz und dann von der Ueberfahrt aus zuerst den unvergleichlichen Anblick der in einem Halbmonde am Rheine, wie Forster sagt, üppig hingegossenen, mit unzähligen Thürmen prangenden Stadt. In der Nähe des Rheines stiegen sie ab in dem angesehenen Gasthof „zum heiligen Geist“, in welchem vor drei Jahren auch Jung Stilling in Begleitung eines nach Holland reisenden Gesandten eingekehrt war. Das auf dem Thurnmarkt gelegene, Nummer 1158 (die Häuser waren damals fortlaufend durch die ganze Stadt gezählt) tragende Haus bot, wie noch heute, eine freie Aussicht nach dem Rheine. Der Gastwirth war Johann Peter Engels; später ging das Haus in den Besitz der Wittve und der Erben über. Bei der neuen Straßennummerirung, in welcher jede Straße für sich gezählt wurde, erhielt es die Nummer 16. In den zwanziger Jahren befand der Gasthof sich im Besitze von Bartholomäus Taurel; später verband der Gastwirth Johann Baptist Diekmann damit das Haus Nr. 18; 1841 hatte der von ihm geführte, jetzt eingegangene „königliche Hof“ noch ein drittes Haus, Nr. 20, mit sich vereinigt. Der Gast-

hof „zum heiligen Geist“ war demnach der südlichste Theil des spätern „königlichen Hofes.“

Bei der Darstellung des Aufenthaltes in Köln lagen dem Dichter ohne Zweifel einzelne Tagebuchbemerkungen vor. Schon in dem Ende 1809 entworfenen Schema zu seiner Lebensbeschreibung lesen wir: „Koblenz. Reise nach Köln. Jacobis. Pappach. Düsseldorf.“ Als einen Hauptpunkt in Köln hatte er sich also schon damals Sabachs Familienbild angemerkt, noch ehe ihn Jacobi in dem Briefe vom 28. Dezember 1812 an das „Sabachsche Haus“ erinnerte. Freilich könnte man meinen, er habe aus Jacobis Briefe vom 26. August 1774 die Erinnerung an Sabach genommen; dagegen spricht schon die falsche Schreibung Pappach, deren er sich bediente, während Jacobi richtig Sabach schrieb. Wie er die Bemerkungen über die Bilder von Weenix in Bensberg aus Jacobis Briefen von 1774 und 1812, da sie ihrer nicht gedenken, nicht nehmen konnte, sondern ihm hier noch eine kurze Tagebuchbemerkung vorlag, so muß es auch bei Köln der Fall gewesen sein. Wie weit diese Tagebuchbemerkungen gingen, können wir nicht ermessen, da Goethe nicht eben alles, was ihm vorlag, zu seiner Darstellung benutzte, sondern nur das, was er nach seinem Plane brauchen konnte, und auch in der Folge, wie es ihm dazu passend schien. So hat er ja die von Jacobi ihm gebotene Erwähnung der Laube zu Bensberg unbenutzt gelassen, und wenn er die Bekanntschaft mit Jacobi in Köln erfolgen läßt, so kann man noch immer zweifeln, ob er nicht mit Bewußtsein diese Verschiebung sich erlaubte, welche die Wahrheit der Darstellung nur ganz unwesentlich beeinträchtigte, ihm aber zu seinem Zwecke gerade förderlich schien. So trug er denn auch kein Bedenken, einem nur auf ein paar Tage beschränkten Zusammenleben eine längere Dauer zu geben; denn was er von dem Aufenthalt in Düsseldorf und Eberfeld sagt, fügt sich nicht in einen so knappen Zeitraum.

In Köln, bemerkte Goethe in seiner Lebensbeschreibung, fast vierzig Jahre später, als die ersten Eindrücke ganz verwischt waren, habe das Alterthum eine nicht zu berechnende Wirkung auf die ihn mächtig beherrschende Empfindung der Vergangenheit und Gegenwart in eins geübt. Aber was seiner Seele damals ihre eigen-

thümliche Stimmung gab, war das wunderbar aufregende Gefühl, in dem so lang gemiedenen und falsch beurtheilten Jacobi eine durchaus reine und edle Natur gefunden zu haben, der er sich voll hingeben, der er alle seine Regungen und Strebungen, sein ganzes Fühlen und Denken vertrauen durfte. Wie vor den Liebenden, die sich auf ewig gefunden, die Zukunft wie ein unermessliches Land des Segens sich ausdehnt, so war in dem vertrauten Zusammenfließen der Freunde ein unendliches Leben muthigen Schaffens und Wirkens, des vollen Anspannens ihrer Geisteskräfte erwacht, das sie in der ahnungsvoll sie umgebenden Gegenwart alle Seligkeit eines reichen Daseins, das aus eigener in des Freundes Brust vertrauensvoll sich ergießender Seele schöpft, und der frei sich gestaltenden Entwicklung ihrer Natur genießen ließ. Jacobi fand in Goethe, wie er bald darauf (den 10. August) an die gemeinschaftliche Freundin Mama Laroche schrieb, den Mann, dessen sein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer seiner Seele ausdauern könne, durch den sein Charakter erst seine echte, eigenthümliche Festigkeit erhalten werde, der seinen besten Ideen und Empfindungen, den bisher einsamen und verstoßenen, unüberwindliche Gewißheit gegeben. Gegen den neugewonnenen Freund selbst äußerte er: „Glaub' mir, wir könnten von nun an stumm gegeneinander sein, uns dann nach Zeiten wieder treffen, und uns wärs, als wären wir Hand in Hand gegangen. Einig werden wir sein über das, was wir nicht durchgeredt haben.“ Und vorher: „O das ist herrlich, daß jeder glaubt, mehr vom andern zu empfangen, als er gibt. O Liebe, Liebe! Die Armuth des Reichthums! Und welche Kraft wirkts in mich, da ich im andern alles umarme, was mir fehlt, und ihm noch dazu schenke, was ich habe.“ Ja in Köln, wo das Glück des seligen Bundes zur wärmsten Empfindung sich steigerte, hier war es, wo Goethes titaniſcher Drang zum erstenmal in übermächtiger Geisteskraft sich erhob, die ihn zur Dichtung des „Ewigen Juden“ und des „Faust“ trieb. Mag man Frankfurt und Straßburg, etwa auch Mainz, einen gewissen Antheil an dem in der Riesendichtung des „weitbeschreitenen Zauberers“ wirkenden Geiste zuschreiben*), den

*) Daß die Anfänge desselben schon 1769 fallen und der spätern Dichtung

allergrößten Einfluß auf die endliche dichterische Gestaltung des „gespenstigen Doktors“ übte das finstere Köln, das er im Rausche der neuen, allerinnigsten Freundschaft schaute. Unglücklich, wer nie die Seligkeit eines solchen Rausches gefühlt! Und wie entzückend mußte bei Goethe ein solcher Geistes- und Seelenrausch sein, bei ihm, der, wie Heinse im frischen Nachgefühl seiner Bekanntschaft sich ausdrückte, nicht allein „vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Kraft und Stärke“ war, sondern auch „ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer und Adlerflug, qui ruit immensus ore profundo (von Pindar nach Horaz).“ Diese Freundschaft hatte seine ganze Seele aufgerüttelt, die kurz vor Lavaters Ankunft so heiter beruhigt gewesen war, daß er sogar den Gedanken an eine Heirat mit Anna Sibylle Münch nicht von sich wies.

In seinem jetzigen glühenden Freundschaftsrausche zeigte sich ihm Köln in verklärter Gestalt. Was kümmerten ihn die engen, dunkeln Straßen mit ihrem schlechten Pflaster, über das Björnstahl, der eine Woche später Köln besuchte, Klage erhebt? was kümmerten ihn der Verfall der Stadt und die Blüthe der vierundsiebzig Klöster, Abteien und Hospitäler, von denen manche mit ihren großen Gärten, besonders ergiebigen Weingärten, sich ungemein breit ausdehnten? was kümmerten ihn die von jenen aufgenährten unzähligen Bettler, die dem Sohne des von solcher Plage der unterstützten Arbeitsscheu freien Frankfurt besonders widerwärtig auffallen mußten, die aber hier ein so behagliches, gottseliges Leben führten, daß sie ihre Töchter mit der Anweisung auf Almosen einer Anzahl Klöster aussteuerten? Auch die Schätze der Kirchen und Bibliotheken, Gelehrte und Künstler lagen den unzertrennlich verbundenen Freunden fern, die möglichst wenig aus sich selbst heraustreten wollten. Durch seine geschäftliche Verbindung und seine amtliche Stellung war Jacobi ohne Zweifel manchen bedeutenden Männern der Stadt näher bekannt; bestimmt wissen wir nur, daß die Familie mit dem schon oben als Kollekteur der „Fris“ genannten jülich- und bergischen Hofrath, Kreis Syndikus und Sekretarius Heinrich Wilhelm von

ein älterer profaischer Entwurf zu Grunde liegen soll, gehört zu den Phantasmagorien, womit eine auf geistreiche Einfälle und ihre feste Durchführung expichte Schule die Goetheforschung verwirrt.

Lehmen in Verbindung stand, aber auch dieser ward nicht bemüht. Der Dichter des „Götz“ wollte incognito die Rheinmetropole sehen und auf sich wirken lassen. Björnstähl besuchte den Freiherrn von Hüpsch, dessen merkwürdige Sammlungen einen weiten Ruf genossen, den in allerlei Kunstarbeiten, besonders im Wachsboffiren geschickten Domvikar Hardy, den geschichtskundigen Vikar Alster in St. Andreas, der eine ansehnliche Anzahl Bücher und Handschriften besaß, den gründlich gelehrten Großdomherrn (Très fonceier) von Hillesheim und den um die Stadt verdienten, an Kunst und Wissenschaft lebhaften Antheil nehmenden regierenden Bürgermeister Johann Balthasar von Mühlheim. Alle diese wurden nicht besucht. Ueber den Sonntagnachmittag, wo sie in Köln ankamen, liegt uns der Bericht J. G. Jacobis vor; leider fehlt der vom folgenden Tage.

Der erste Gang galt, wie wir dem Berichte des ältern Jacobi entnehmen, dem berühmten Gemälde der Kreuzigung des Petrus, welches Rubens für die jenem Heiligen geweihte Pfarrkirche gemalt hatte. Durch die enge Rheingasse stieg man herauf, an der bedeutenden St. Mariakirche (Sint Mergen), die längst den falschen Namen Maria in Capitolio trug, und der Stephanskapelle vorbei ging es in die gleichfalls enge Sternengasse, an dem Hause vorüber, das eine falsche Sage zum Geburtshause des gewaltigen niederländischen Malers gemacht hatte. Aus der Aeußerung J. G. Jacobis über das Gemälde von Rubens: „In dem Gesichte sowohl als in allen Nerven und Muskeln des Märtyrers ist das höchste Leiden, in den Köpfen seiner Henker sind verschiedene Grade von Grausamkeit oder kaltfinniger Härte stark und vortrefflich ausgedrückt“, spricht sich wenigstens zum Theil der Eindruck aus, den das Bild auf Goethe machte. Aber der für alles Schönmenschliche warm begeisterte Dichter konnte trotz der Kunst, des die Natur mit seinem mächtigen Pinsel zwingenden Meisters sich von dem Gegenstande nur abgestoßen fühlen, wie später Georg Forster, der, freilich ohne zu wissen, daß der Sage nach Petrus sich ‚den Kopf nach unten gerichtet‘ kreuzigen ließ, ausrief: „Hilf Himmel, welch ein ästhetisches Gefühl hat so mancher gepriesene Künstler gehabt!“ Man erinnere sich ähnlicher Ausbrüche des Unwillens in Goethes ersten aus Italien geschriebenen Briefen.

„Nicht weit von dem Gemälde“, schreibt der ältere Jacobi weiter, „stand ein Altar, mit Todtenköpfen geziert, welcher zu Seelenmessen gebiet hatte, und das castrum doloris eines jungen Mädchens. Wie kann man doch ein junges unschuldiges Mädchen aus dem Fegfeuer herausbeten wollen! ‚Die Erde müsse dir leicht werden!‘ das war der letzte Segen der Alten, und dann Rosen auf das Grab.“ Jacobi irrte sich wohl insofern, als die Seelenmessen am folgenden Tage stattfinden sollten, und man am Sonntag Nachmittag schon die Vorbereitungen dazu gemacht hatte. Es muß schon ziemlich spät gewesen sein, etwa gegen 6 Uhr, da der Gottesdienst bereits zu Ende war. Auch Goethe wird sich über die schauerhafte Bestattung des Altars mit Todtenköpfen, wie sie zum Theil noch jetzt üblich ist, geärgert haben.

Aus der Peterskirche ging es eine kleine Strecke rückwärts in der Sternengasse in den Zabachschen Hof, das früher mit 6111, in unserm Jahrhundert mit der Straßennummer 25 bezeichnete Haus, das viele Jahre neben einer Weinwirthschaft zu den Friedensgerichtssitzungen diente und so manche gerichtliche Verkäufe erlebte, dann bloß Restaurationszwecken geöffnet war, bis es in neuester Zeit die würdigere Bestimmung erhalten, Sitz des kölnischen Wohltätigkeitsvereins zu sein. Ueber die Geschichte des Geschlechtes Zabach verdanken wir genaueste Nachrichten dem gründlichsten Kenner der kölnischen Kunst- und Stadtgeschichte, Johann Jakob Merlo. Der in der Handelswelt hochangesehene, mit städtischen Ehrenstellen betraute Everard Zabach erwarb das in älterm Stile gebaute Haus im Jahre 1597, gestaltete es aber nach dem neuern Geschmacke um und erweiterte es durch den Umbau zweier Höfe nebst Garten und Stallung. Von ihm stammt die Anlage des durch den freistehenden prächtigen Treppenturm ausgezeichneten 67 Fuß hohen Thurmes. Zabach war, wie so manche reiche Kaufherren, ein Gönner und Förderer der Kunst; unter den ihm befreundeten Künstlern befand sich der Belgier Geldorp Gorgius, durch dessen Sohn er bei dem trotz aller neuester Kunstschriftsteller in Köln, nicht in Siegen geborenen Rubens*) für seine dem Petrus gewidmete Pfarrkirche ein Gemälde

*) Vgl. meinen Aufsatz „Der Geburtsort und der Geburtstag des Malerfürsten Peter Paul Rubens“ in Pichs „Monatschrift“ V, 1–21. 119–145.

aus der Geschichte des Heiligen bestellen ließ. Doch Everard starb vor dessen Vollendung im Mai 1636; erst 1642 gelangte es in den Besitz der Kirche. Auf Sabachs gleichnamigen Sohn vererbte sich die Liebe zur Kunst, aber nicht die Anhänglichkeit an seine Vaterstadt; er siedelte als Direktor der ostindischen Gesellschaft nach Paris über. Seine durch die kostspieligsten Ankäufe vermehrte Gemäldesammlung gehörte bald zu den berühmtesten Europas. Aber seine Leidenschaft überstieg selbst die reichen ihm zu Gebote stehenden Mittel, und so war er endlich genöthigt, sich des werthvollsten Theiles derselben zu entäußern, der von Ludwig XIV. erworben ward. Einer der ihm befreundeten Maler, Charles Lebrun, malte im Jahre 1660 oder 1661 ihn nebst Gattin und vier Kindern. Das ausgezeichnete Familienbild kam nach Köln, als nach dem Tode dieses zweiten Everard dessen Sohn, der dritte dieses Namens, nach seiner Vaterstadt zurückkehrte, wo er in den Senat gewählt und auch in den Adelstand erhoben wurde. Sein Sohn Everard Joseph starb 1742, dessen letzter Bruder 1761. Das Haus war seit dieser Zeit ganz verödet, nur von einem Bedienten bewohnt. In den 1788 zu Ulm erschienenen „Beobachtungen und Anmerkungen auf Reisen in Deutschland“ heißt es, im Hause zerfalle alles, nur das Gespenst eines alten Bedienten wanke noch darin herum, habe aber nicht Kraft genug, den Staub abzuwischen. 1791 vermietete der zeitweilige Besitzer, der Kanonikus Johann Matthias de Voss, das Haus auf zwölf Jahre, mit Ausnahme des großen Gartensaals, in welchem sich das Familiengemälde befand, und des auf dem ersten Stocke straßenwärts gelegenen Büchersaals nebst der Kapelle und dem danebenliegenden Zimmer. Die Familiennachrichten vernahm Goethe damals ohne Zweifel, obgleich er in „Wahrheit und Dichtung“ bemerkt: „Diese Familie mochte längst ausgestorben sein, aber in dem Untergeschoße, das an einen Garten stieß, fanden wir nichts verändert.“ Daß auch die Kapelle und der Büchersaal noch vierzehn Jahre später sich erhalten hatten, sahen wir eben. Auch hier mußte Goethe von dem traurigen Gegensatze der glänzenden Vergangenheit und der verkommenen Gegenwart tief betroffen werden. Und nun sollte ihm gar der Widerspruch zwischen Leben und Tod in dem noch in der alten Einrichtung erhaltenen Garten-

saal das herrliche alte Familiengemälde auf die rührendste Weise vor die Seele treten. Hier sah er, wie es schien, in der Ruhe des Sonntagmorgens, in welcher er später so hübsch Hans Sachs darstellte, den Hausherrn, eine rüstige, schöne und freundliche Gestalt, recht häuslich bequem auf einem Lehnstuhle sitzen, umgeben von Gegenständen, die auf heitern Kunst- und Lebensgenuß und geistige Bildung deuten. Neben ihm auf gepolstertem Ruhebett die blühende blonde Hausfrau, deren jüngstes, einige Monate altes Kind auf rothsamntenem Kissen, das sie mit dem linken Arm unterstützt, auf der Seitenlehne liegt. Dem Vater gegenüber steht die älteste, etwa sechzehn Jahre zählende Tochter, ein nettes, sittsames Mädchen, in einem stattlichen Kleide von geblühtem Damast; ein um zehn Jahre jüngeres allerliebstes Töchterchen dem Vater zunächst; bei der Mutter ein noch jüngerer Knabe, ein herrlicher Lockenkopf, aus dessen großen Augen der Muthwille lacht; der Schelm blickt der Mutter über die Schulter, ein Hündchen trägt er im linken Arm und daneben sein Steckenpferd. Im Vordergrund zeigt sich ein schönes, zur Familie gehörendes trautes Windspiel und im Hintergrund hängt ein Spiegel, worin man das Bild des mit Pinsel und Palette vor der Staffelei stehenden Malers schaut. „Alle gegenwärtig, frisch und lebendig, wie von gestern, ja von heut“, äußert Goethe später, „und doch waren sie schon alle vorübergegangen; auch diese frischen, rundbäckigen Kinder waren gealtert und ohne diese kunstreiche Abbildung wäre kein Gedächtniß von ihnen übrig geblieben. Wie ich von diesen Eindrücken bewältigt, mich verhielt und benahm, wüßte ich nicht zu sagen. Der tiefste Grund meiner menschlichen Anlagen und dichterischen Fähigkeiten ward durch die unendliche Herzensbewegung aufgedeckt und alles Gute und Liebevollle, was in meinem Gemüthe lag, mochte sich aufschließen und hervorbrechen.“ Ja, es war ein ganz einziges Schauspiel, ja mehr als Schauspiel, eine Seelenverklärung, welche sich damals in dem Gartensaale des Zabacher Hofes ereignete. Da stand der Apollojüngling, mit den großen braunen, ein reiches Seelenleben strahlenden Augen, mit zuckender Bewegung seiner ganzen anmuthig gehobenen Gestalt, seelenhaft in das Bild versunken und zu ihm hingezogen; neben ihm der schlanke feine Weltmann mit seinen herrlichen blauen Augen,

in denen sein sinnendes Gemüth ruhte, sein für das Leben ihm verbundener Fritz, der mit unendlicher Innigkeit und stolzer Freude auf den wie von seligem Schauen verzücchten Freund hinblickte; zur Seite der ältere Bruder, der zu leichtem Scherz aufgelegte Liebling der Grazien und Musen, mit seinem Milde und Wohlwollen verkündenden sinnigen Gesichte, seinem von Rührung schmelzenden Blicke, zur andern Seite der kleine, rundköpfige, das Haupt nach einer Schulter neigende Bruder Kost, mit seinen schwachtenden Augen, von der sinnlichen Wahrheit und dem quellenden Leben des prachtvollen Gemäldes mächtig fortgerissen — alle drei Freunde durch die Gewalt des in Goethe aufgeregten Genius wie gebannt. Von der tiefen Erregung desselben zeugt noch sein zweiter Brief an Jacobi*): „Oft wohn' ich mit Zappachs Geist“, schreibt er, „und ich bitte dich, daß du verborgen haltest vor mir, wenn der gute Krah**) wohlmeinend das Heiligthum seines Gottes beraubt, pour le mettre aux pieds de son Altesse,“ d. h. Gemälde aus der Galerie wegnimmt und sie dem Kurfürsten vorzeigt, um ihre Schönheit ihm zu erklären. Goethe deutet darauf, daß das Bild selbst zu jedem sprechen müsse, wie noch jetzt Sabach in ihm lebte. Bald darauf äußerte Jacobi dem Freunde, wenn er sich etwas von ihm in seiner Dichtart und Kraft wünschen möchte, so wäre es Goethe selbst vor Sabachs Geist. Wir sehen, der Dichter hatte aus dem Bilde Sabachs Geist zu sich sprechen hören, wie ihm bei dem Anblick der Ruine Lahneck der Geist des alten Ritters auf den Zinnen der Burg stand und er ihn das unten vorbeisegelnde Schifflein segnen hörte, und er hatte diesem Gefühle vor dem Bilde lebendigen Ausdruck gegeben, den Jacobi nun dichterisch von ihm ausgeprägt wünschte. In J. G. Jacobis Bericht heißt es, das Bild sei in einem gewölbten, gleich wie eine Kapelle gebauten Gemache gewesen. „Das Zimmer ist ganz und gar in dem einfachen Geschmacke unserer Vorfahren und bekömmt dadurch ein ehrwürdiges Ansehen. Die Bekleidung der Wände, die Geräthe und alles stimmt

*) Bei unserer Anführung von Stellen dieses Briefwechsels liegt die Handschrift zu Grunde.

**) Hofkammerrath und Direktor der hüsseldorfer Malerakademie, den er vor kurzem kennen gelernt hatte.

Dünker, Abhandlungen. II.

mit einander überein. Der marmorne Tisch ist einer von denen, woran feste Männer und tugendbelobte Jungfrauen saßen, ein echterer Zierath als unsere französischen Niedlichkeiten. Der Gedanke, daß diejenigen, deren Bildnisse wir vor uns hatten, alle dahin wären, daß der Geist des Sabach öfter diesen Tempel besuchte, die irdische Gestalt seiner Gattin und seiner Kinder erschaute, daß sein Familienstück in Zukunft, aus dem Tempel herausgerissen, den Blicken der Unheiligen bloßgestellt nichts als ein Galleriestück sein würde, diese Gedanken machten auf unsern Fremdling einen gewaltigen Eindruck.“ Doch die vier wunderbaren Gäste in Sabachs Hause hatten sich trotz ihrer Ergriffenheit nicht mit dem untern Gartenzimmer begnügt, sie hatten auch den Garten besucht, dessen beste Zierde, wie der ältere Jacobi schreibt, Urnen waren. Heinse schrieb einen Brief über Sabachs Garten an Freund Werthes, den Goethe lebhaft zu sehen wünschte. Nach J. G. Jacobis Schweigen werden sie nicht zu dem ersten Stock des Hauses gestiegen sein, wo die Büchersammlung und die Kapelle mit vier Altarbildern von Dürers Hand, gemalte Fensterscheiben nach Zeichnungen von Rubens u. a. den Kunstfreund fesselten.

Ob sie auf einem Umwege zum Gasthose zurückkehrten, wissen wir nicht. Man könnte denken, daß sie den nahen, damals erst vor kurzem zu einem prächtigen Plage umgestalteten Neumarkt als eine gepriesene Merkwürdigkeit besucht hätten. Der vielgereiste Björnstähl erklärte diesen für einen der größten und schönsten Plätze in Europa. An demselben lag das vor acht Jahren für das Theater erbaute Brettergebäude, das Goethe auch wenig angemuthet haben dürfte; und doch bezeichnete es für Köln einen Fortschritt, da hier die Schauspielkunst meist mit dem für alle Festlichkeiten bestimmten Hause Quattermarkt oder einem der größern Kunsthäuser sich hatte begnügen müssen.*) Das damals in der Rathhauskapelle befindliche, durch Rauch und Schmutz entstellte, später als „Dom-bild“ so berühmt gewordene Gemälde sah Goethe wohl ebenso wenig,

*) Ja noch im Jahre 1771 fanden die Aufführungen der „vereinigten Gesellschaft deutscher Schauspieler“ auf der Schneiderzunft in der Schildergasse statt, wogegen der 1767 nach Köln gekommene Direktor Arnold Heinrich Porck „auf dem neuen Markt in der großen Bude“ spielte.

wie Björnstähl, Merck und Forster. Nach J. G. Jacobi kehrten sie aus dem jabachschen Hofe gleich zum Gasthause zurück.

Hier klangen die durch so mancherlei Eindrücke und den bevorstehenden Abschied aufgeregten Seelen der Freunde in den zartesten und ergreifendsten Tönen gegeneinander. Jacobi erinnerte sich dieses Abends noch lebhaft im Jahre 1812, wo er an Goethe schreibt, hoffentlich werde er im dritten Theile seines Lebens auch nicht vergessen „des Saals in dem Gasthose zum Geist, wo wir über das Siebengebirg den Mond heraufsteigen sahen, wo du in der Dämmerung, auf dem Tische sitzend, uns die Romanze ‚Es war ein Buhle frech genug‘ und andere herfagtest. . . Welche Stunden! welche Tage! — Um Mitternacht suchtest du mich noch im Dunkeln auf. — Mir wurde wie eine neue Seele.“ Goethe hat dies in seiner Darstellung auf eigenthümliche Weise benutzt, wobei es wenigstens zweifelhaft bleibt, ob er nicht einzelnes aus seiner Erinnerung oder Tagebuchbemerkungen hinzugethan hat, wie zu Jacobis einfacher Erwähnung „des jabachschen Hauses, des Schlosses zu Bensberg und der Laube“, wo er bei der letztern des von Goethe übergangenen Gespräches über Spinoza gedenkt. Jedenfalls verdient bemerkt zu werden, daß er von Jacobi keine weitem Erinnerungen sich erbat, wie er damals Knebel ersuchte, ihm „eine detaillirte Nachricht“ von ihrem ersten Zusammentreffen zu geben. In „Wahrheit und Dichtung“ gedenkt er seines Erbietens, seine neuesten und besten Balladen zu rezitiren, von denen „der König von Thule“ und „Es war ein Buhle frech genug“ gute Wirkung gethan; diese habe er um so gemüthlicher vorgetragen, als seine Gedichte ihm noch ans Herz geknüpft gewesen und nur selten über seine Lippen gekommen, wogegen aber der Bericht von Lavaters Tagebuch der Lahn- und Rheinreise spricht. Erst mehrere Seiten später heißt es dort, nach Erwähnung des durch die ihm neue reine Geistesverwandtschaft erregten leidenschaftlichen Verlangens nach fernerer Mittheilung: „Nachts, als wir uns schon getrennt und in die Schlafzimmer zurückgezogen hatten, suchte ich Jacobi nochmals auf. Der Mondschein zitterte über dem breiten Rheine, und wir, am Fenster stehend, schwelgten in der Fülle des Hin- und Wiedergebens, das in jener herrlichen Zeit der Entfaltung so reichlich aufquillt.“ Des Mondscheins hatte

Jacobi auch elf Monate nach jenen schönen Abend gedacht. Am 14. Juni 1775 schrieb er aus Köln: „Er wird gewiß kommen, der Tag, wo du wieder da sein wirst, wo Berg und Fluß und Mond und Sonne mich darauf ansehen werden, daß ich dich wieder habe. Just wie vergangen Jahr im Juli, stieg gestern Abend bei Sonnenuntergang der Mond herauf, breitete, just wie damals, seinen schimmernden Schatten über den Rhein. Nachts um 11 Uhr stand er hoch, gerade über dem Hause seitwärts, auch wie damals; warf keinen Schimmer über den Rhein mehr; nirgend Schatten, alles eine, gleiche Dämmerung.“ Am 13. Juni war gerade Vollmond, wie am 23. Juli 1774; der Unterschied zwischen dem 23. und 24. war in dieser Beziehung unbedeutend. Welche Gedichte Goethe am Abende vorgetragen, bleibt zweifelhaft, da die genannten beiden Lieder mit und für „Claudine“ und „Faust“ gedichtet scheinen, die er erst später begann; man könnte an den „Geistesgruß“ und an Lieder aus „Erwin und Elmire“ denken, aus welchem „Schauspiel mit Gefängen“ er auch auf dem Schiffe Lavater gelesen hatte. Nach dem Berichte von F. G. Jacobi sagte Goethe im Gasthose in der Dämmerung „altshottische Balladen voll wahren Gefühls der Natur, mit Geistererscheinungen vermischt, in einem unübertrefflichen Tone dargestellt,“ damals so her, „daß wir bei der letzten ohne falsche Nebenempfindung der Kunst so wahrhaft zusammenfuhren, so im Ernste bange wurden als ehemals in unsern Kinderjahren, wenn wir den abenteuerlichen Geschichten unserer Wärterinnen von ganzer Seele mit allem möglichen Glauben daran zuhörten“. Bei den altshottischen Balladen denkt man zunächst an Herders Uebersetzungen und bei der Gespenstergeschichte an „Süß Wilhelms Geist“, die schon in dessen „Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker“ gedruckt war. Daß er neben altshottischen Liedern auch andere von sich hersagte, ist immer möglich, kaum aber die von Fritz Jacobi genannten, wenn er nicht etwa schon damals „Claudine“ begonnen hatte.

Der ältere Jacobi schließt sein Tagebuch: „Unsere Abendmahlzeit war fröhlich. Wir sahen unweit von uns den Rhein, welchen der Mond versilberte und dessen Geräusch in der Stille der Nacht etwas Feierliches hatte. Von dem Besuche, den Goethe dem Bruder

noch zu Mitternacht in seinem Schlafzimmer abstattete, und wie Jacobi damals, wie er sagt, Thränen an sein Herz geweint, wußte er nichts. Auch Heinse zählte diesen Abend unter die schönsten seines Lebens.

Leider fehlt uns Jacobis Tagebuch vom folgenden Tage, aber aus dem vorhandenen ergibt sich, daß Goethe nur einmal, am folgenden Morgen, einem Montag, mit den Freunden den Dom besucht haben kann, im Gegensatz zu der Erzählung in „Wahrheit und Dichtung“. Die Großheit der massenhaften, mit unendlicher Beherrschung des Stoffes, seiner Kunstvollendung und warmer Hingabe ausgeführten Theile mußte ihn tief ergreifen und das Bedauern, daß eine solche Idee durch das Erkalten des begeisternden Glaubens im Drange äußerer Stürme nicht zur vollendeten Ausführung gelangt sei, sich mit der Bewunderung dieser den Geist über die beschränkte irdische Welt emporreißenden und mit göttlichem Hauche anwehenden menschlichen Schöpfung verbinden. Er konnte nicht, wie später Zacharias Werner, weinend in diesem „Weltembryone von Stein“ sitzen, sich nicht, wie dieser, fragen, ob er, der Schwache das, wonach seine Seele strebe, erreichen werde, vielmehr mußte er sich hier der Hoheit und Macht des menschlichen Geistes bewußt werden, der nach Jahrhunderten des Ringens einem vom Genius der Kunst erleuchteten Meister eine solche Riesenidee eingegeben und trotz des Erstarrens des Wunderbaus einen Triumph gefeiert habe. Und wie mußte dieser Sieg der heiligsten Gottesgabe, der Kunst, ihn selbst ermutigen, in seinem dem Höchsten zugewandten Streben an der Seite des zu gleicher Anspannung der in ihm wogenden Kraft engverbundenen Freundes. Außerte er ja später, es komme ihm nur darauf an, die Pyramide seines Daseins möglichst großartig anzulegen, unbekümmert, ob es ihm gelinge, sie zu beendigen, da der Anlage, auch wenn sie in der Mitte abgebrochen werden sollte, Bewunderung nicht fehlen könne. Vor allem mußte die einfache Größe des kühn zum Himmel sich wölbenden Chores seine Seele aufschwingen. Seine spätern Aeußerungen in „Wahrheit und Dichtung“ über den Eindruck, den der Dom im Jahre 1774 auf ihn gemacht, sind nicht aus lebendiger Erinnerung geschöpft.

Was er sonst in Köln sah, wissen wir nicht; möglich, daß ihn auf dem Wege zum oder vom Dome der Gülichsplatz anzog, da

er ihn an das ähnliche Schicksal seines Landmannes Fettmilch erinnerte: denn auch hier mußte er einen Unglücklichen bedauern, der seinem nicht unberechtigten Kampfe gegen unerträgliche Mißbräuche zum Opfer gefallen war; sein Haus hatte man niedergerissen und dort den Kopf des Hingerichteten zur ewigen Warnung auf eine Säule gesteckt.

Aus dem Gasthose, in den er bald zurückkehrte, schrieb er kurz vor seiner Abreise an die Gattin seines neuen Freundes: „Ihr Fritz, Betti, mein Fritz. Sie triumphiren, Betti, und ich hatte geschworen, ihn nie zu nennen vor seinen Lieben, bis ich ihn nennen könnte, wie ich ihn nie zu nennen glaubte, und nun nenne. Und so willkommen tausendmal, willkommen! Die gesperrte Schifffahrt geöffnet, Handel und Wandel im Flor, und gnade Gott den schelsüchtigen Nachbarn.“ Man glaubt zu fühlen, wie Goethe aus dem Fenster das bewegte Treiben ein- und ausladender Schiffe und das Auf- und Niederfahren auf dem Strome schaute, da es in seiner Art lag, die bildlichen Ausdrücke aus seiner Umgebung oder dem, was seinem Geiste gerade nahe lag, zu schöpfen. Die folgenden Worte „Wie schön, wie herrlich u. s. w.“ sind oben S. 20 angeführt. Der Schluß: „Adieu, liebe Frau, küß sie mir [nach der Rückkehr von Bael's] die Buben und die Mädchen,“ scheint gleichfalls darauf zu deuten, daß er Pempelfort schon verlassen, er selbst die Kinder nicht mehr küssen konnte. Die mit der Adresse „an Betti“ versehenen Zeilen gab er Fritz, der sie mit seiner die Weise ihrer Bekanntschaft ausführenden Erzählung an die Gattin senden sollte. Um Mittag begleiteten die Freunde Goethe an die kaiserliche Postexpedition, da der Wagen um 1 Uhr nach Ems abfuhr.

Die Erinnerungen an die mächtigen in Köln empfangenen Eindrücke verschlangen sich in Goethes Seele mit dem Glücke der neuen Liebe, von der er damals in Jacobis Gegenwart äußerte, sie sei so neu, daß sie, wenn es Wein wäre, nicht zu genießen sein würde. Briefliche Mittheilungen und Sendungen, dann auch Besuche Jacobis in Frankfurt gaben dem in Köln gleichsam erst unterschriebenen und untersiegelten ewigen Vertrage neue Stärke. Noch im April 1775 gedachte Goethe der Thränen, die er in Köln an Jacobis Herz geweint. Der titani'sche Drang seiner Seele brach in machtvollen

Dichtungen hervor, dann aber ergriff ihn der Sturm heftiger Liebesleidenschaft, die ihn mit den gräßlichen Brüdern Stolberg in die Schweiz und zu Lavater fliehen ließ; von der schon angetretenen Reise nach Italien trieb ihn sein gutes Glück nach Weimar, das ihn auf immer fesseln sollte. Die Liebe zum kräftig aufgährenden jungen Fürsten, die seelenhafte Gewalt der Frau von Stein und das schwere Tagewerk, das er im Dienst des kleinen Staats mit männlicher Entschlossenheit sich aufgelegt hatte, nahmen ihn ganz in Anspruch, so daß sein Genius nur selten seine Flügel erhob. Was hätte ihm in dieser Zeit das alte, dumpfe und immer mehr verdampfende Köln sein können? was hätten ihn die in den nächsten Jahren entstehenden Streitigkeiten zwischen dessen Bürgern und dem Senate, welche der Kaiser schlichten mußte, angehen können? Und doch trat ihm auch in diesen Jahren die alte Reichsstadt zuweilen nahe. Der ältere Jacobi, der zu kurzem Besuche in Weimar erschien, brachte die Erinnerung an die kölnischen Tage mit sich, und bald darauf machte die Herzogin Mutter mit ihrer nächsten Umgebung eine Reise an den Rhein, auf welcher sie Freund Merck als Kunstkenner nach Köln und Düsseldorf begleitete. Die Erzählungen der zurückkehrenden Reisenden und Mercks vortreffliche Darstellung der Reise in Wielands „Merkur“ („Eine malerische Reise nach Köln, Bensberg und Düsseldorf“) versetzte ihn lebhaft in jene Gegenden zurück. Er selbst sah um diese Zeit das militärisch bewegte Berlin, das von Handel, Kunst und Wissenschaft reich belebte Leipzig besuchte er wiederholt, und es zog ihn, in Begleitung des Herzogs, zum zweitenmal nach der Schweiz, deren großartige Natur ihn erhob und stärkte, wo er an Lavater sich von neuem labte und in den alten Städten reiche Bildung fand. Welch ein Gegensatz gegen das unter der schärfsten Censur der Universität, des Domkapitels und des Nuncius seufzende, von eingelerntem Aberglauben umnebelte Köln! Doch mußte er innigen Antheil nehmen an dem schrecklichen Unglück, das die alte Stadt bei den gewaltigen, viele Gegenden Deutschlands, auch sein liebes Jena heimsuchenden Ueberschwemmungen des Februar 1784 traf; der dritte Theil Kölns war unter Wasser gesetzt und die schöne Rheinseite, der Glanzpunkt der Stadt, arg beschädigt. Aber auch in dieser Noth konnte der Ja-

natismus sich nicht zurückhalten. So las denn Goethe in dem hamburgischen in ganz Norddeutschland verbreiteten „Politischen Journal“ von dem Pater Hahn, der am 29. Februar in einer Kontroverspredigt das gläubige Volk belehrte, daß die Ueberschwemmung, welche Gott über das fromme Köln, den Niederrhein und ganz Deutschland verhängt habe, eine Folge des gottlosen Protestantismus sei, von dem er eine schmäbliche Karikatur gab. „Was ist Religion? Fraget die Protestanten und sie antworten: ‚Schöne Mädchen ist die beste Religion.‘“ Diese und ähnliche geisteswirre Verleumdungen wagte er von dem Predigtstuhle herab zu verkünden. Aber in demselben Artikel des „Journals“ fand Goethe auch die erfreuliche Mittheilung, daß der Magistrat dem großen Rath vorgeschlagen, den Protestanten völlige Freiheit in der Religion und der Handlung zu geben, um der arg heimgesuchten Stadt wieder aufzuhelfen. Dasselbe Journal brachte eine ausführliche Beschreibung des traurigen Verfalls der Stadt. Im September 1784 hatte Goethe sich eines Besuches seines so lange nicht gesehenen Fritz zu erfreuen, der ihm herzlich wohl that. Die alten schönen kölnischen Tage traten wieder in der Erinnerung der bei aller zeitweiligen Trennung doch im Herzen unzertrennlichen Freunde hervor. In Köln war unterdessen, wie Goethe auch in dem „Politischen Journal“ berichtet fand, mit unendlicher Freude der Regierungsantritt des neuen Kurfürsten, des Erzherzogs Maximilian, begrüßt worden, und die auf ihn gebauten Hoffnungen sollten nicht getäuscht werden. Am 25. August wurde in dem Goethe so lieben Ems die von diesem benannte Punktation gegen die Eingriffe des päpstlichen Nuncius zwischen den drei geistlichen Kurfürsten und dem Erzbischof von Salzburg geschlossen. Die Nachricht traf Goethe noch in Deutschland, dagegen erfolgte die Eröffnung der vom Kaiser (des Papstes bedurfte man schon nicht mehr!) bestätigten Universität Bonn, die der Verdampfung der kölnen Universität das Gegengewicht halten sollte, erst als Goethe sich bereits zu Rom befand. Er war Deutschland entflohen, um im Lande reiner Kunst und frisch blühender Natur neues Leben einzusaugen, sich von den beschränkten und beschränkenden nordischen Anschauungen zu reinigen und sich von dem Genius edler Kunst anhauchen zu lassen. Als er auf der Brenta

nach Venedig fuhr, ward er ganz unerwartet an das alte Köln erinnert; denn er nahm sich dort zweier Pilger aus dem Paderbornischen an, die vor kurzem das Grab der heiligen Dreikönige in Köln besucht hatten, und ihm wohl nach ihrer Anschauung manches berichteten. Der Anblick der Peterskirche in Rom mußte ihn an die großen deutschen Dome erinnern, die ihm freilich jetzt, bei seinem Widerwillen gegen die gothische Baukunst, nicht in günstigem Licht erschienen. Nicht ohne Antheil hörte er von den Schritten, welche die einzelnen geistlichen Kurfürsten wegen der Eingriffe der Nuncien beim Papste thaten. Wie sehr wünschte er, daß ein freierer Geist die katholische Kirche in Deutschland durchdringen möchte, da er von dem römischen religiösen Leben eine ebenso traurige Anschauung wie von der päpstlichen Verwaltung erhalten hatte. Die Erinnerungen an Köln waren freilich längst erblaßt, und wer kümmerte sich in der rheinischen Metropole um den Dichter des „Werther“, mochte man auch in dem 1783 erbauten Theater in der Schmierstraße, dessen Verkauf an die Protestanten, wie er im „Politischen Journal“ gelesen hatte, nach dem Unglück der Ueberschwemmung von einer Seite vorgeschlagen worden war, sich zuweilen durch seinen „Clavigo“ und vielleicht durch seinen „Göb“, natürlich ohne den Auftritt des Klosterbruders, unterhalten lassen.*) Wenige werden hier gewußt haben, daß er noch am Leben sei, als 1786 die Ankündigung einer Gesamtausgabe seiner Schriften in acht Bänden, die auch viel Neues bringen sollte, zur Unterzeichnung einlud. Werfen wir auch hier einen Blick auf das Barometer der Subscribenten. Die Liste derselben vor dem ersten und vierten Bande beschränkt sich auf die Zahl von 664 Exemplaren. In Köln, das doch Buchhändler genug besaß, hatte niemand subscribirt, und was auffallender, ebenso wenig in Bonn und in der Rhein-

*) Dort soll auch das Stück eines Kölners, das 1786 unter dem Titel: „Rache und Eifersucht oder der gestürzte Minister. Ein Schauspiel in 5 Aufzügen. Von H. B. S. Erster Versuch des Verfassers“, erschien, zur Aufführung gekommen sein. Der Dichter war der spätere Schulinspektor und Gymnasiallehrer Richard Benedikt Schmig, der nach eben vollendetem fünfundsachtzigsten Lebensjahre am 31. März 1840 starb. Er war ein herzenguter Mann, aber so wenig zum Dichter wie zum Lehrer und gar zum Inspektor gemacht.

provinz mit Ausnahme von Jacobi in Düsseldorf und einem Clever, während Münster doch durch 12 Namen vertreten war, selbst Paderborn und ein paar andere westfälische Städte mit einem Exemplare sich betheiligten hatten. Nicht einmal ein Kölner Nachdrucker hatte es der Mühe werth gehalten, sich zu betheiligen, wie einer in Br**, der am Schlusse des Verzeichnisses abgefordert nicht ohne scharfe Warnung zu stehen kam. Fast vierzehn Jahre waren seit dem Besuche Kölns verflossen, als Goethe aus Rom, wo er die glücklichsten, geisteshellsten Tage seines Lebens genossen, beim Vollmond, der auch in Köln ihm geleuchtet hatte, nach Weimar zurückkehrte. Was war damals Köln ihm, was fühlte Köln für den Dichter der „Iphigenie“ und des „Egmont“!

II.

Das Leben des einzelnen Menschen wie der Gang der Staaten und der Menschheit entwickelt sich nicht immer auf ruhig gleichmäßigem Wege, nicht selten treiben heftige Stürme, ja völliger Umsturz in ganz andere Bahnen. So finden wir es fast zu gleicher Zeit bei dem französischen Volke, das ganz Europa in Mitleidenschaft ziehen sollte, und unserm deutschen Dichter, dessen Seele doch jeder gewaltjame Umschwung so sehr zuwider war. In Frankreich schürte die despotische Unterdrückung der Parlamente den Brand, der im folgenden, eine neue Epoche der Weltgeschichte bezeichnenden Jahre in lohe, das Königthum der Lilien hinwegraffende Flamme aus schlug. Ein gewaltiger Umsturz vollzog sich gleichzeitig in Goethes Leben. Wie sehnlich hatte dieser gehofft, in Weimar, wo er auch als ein sittlich neuer Mensch erscheinen sollte, an der Seite der einzigen Freundin, die so viele Jahre sein Leben gelenkt und verschönt hatte, seines hochgebildeten, in den wichtigsten Anschauungen mit ihm übereinstimmenden Herder und anderer ihm seit lange verbundenen Freunde, in innigem Bunde mit dem ihm ganz vertrauenden hochbegabten Fürsten seinen „Tasso“ und „Faust“ ruhig vollenden, den reichen, in Italien gesammelten Bildungsstoff ver-

arbeiten, sich der Umgestaltung seines „Wilhelm Meister“ hingeben, Neues schaffen, die über die Organisation der Naturreiche, besonders der Pflanzenwelt, und das Wesen der Kunst ihm aufgegangenen Ansichten ausbilden und, befreit von den Sorgen der Staatsverwaltung, in einer seiner Künstlernatur entsprechenden Thätigkeit sich voll ausleben zu dürfen. Und wie anders sollte es kommen, ja die Grundlage seines Lebens erschüttert werden! Die Kälte der Frau von Stein trieb den noch sehnsüchtig nach Italien zurückblickenden Dichter seiner Christiane Vulpius in die Arme. Diese anfangs verheimlichte natürliche Ehe, die, wie er acht Jahre später an Schiller schrieb, gerade ein Jahr älter als die französische Revolution war, verrückte, wie sehr sie auch seine nach häuslichem Glücke verlangende Seele erfreute, seinen Standpunkt in Weimar, erregte heftige Stürme, welche den gewaltsamen Bruch mit der Freundin herbeiführten, die so viele Jahre ihm als Polarstern geleuchtet, entfremdete ihn gar manchen und gab seinem Leben zunächst eine ihm fremde Unruhe; dazu verlor er Herder in der Zeit, wo er dessen am meisten bedurfte, da dieser mit dem Domherrn von Dalberg eine Reise nach Italien unternahm; auch erregte des Herzogs Leidenschaft zu einer gebildeten, in Weimar mit Vater und Schwester weilenden Engländerin in ihm Aerger und Sorge, und bald erschütterte den unruhig Umhergetriebenen der schreckliche Ausbruch des dem französischen Königthume so lange drohenden Sturmwetters. Nur mit Gewalt gelang es ihm sich aufrecht zu halten und drei Wochen nach der Zerstörung der Bastille den „Tasso“ zu vollenden, der wie ein Regenbogen über der Sturmflut sich erhob. Mit ängstlicher Spannung folgte er dem Fortgange der „französischen Anarchie“, unter welcher Bezeichnung das „Politische Journal“ über den selbst von manchen seiner Freunde, besonders von Herder und Knebel, als Morgenröthe allgemeiner Freiheit begrüßten Umsturz berichtete. Wie ärmlich mußten ihm dagegen die Zustände der kurfürstlichen Reichsstadt Köln erscheinen, über die das „Journal“ auch von Zeit zu Zeit berichtete! Wenn der Kurfürst in Bonn, neben den noch immer lebhaft ihn beschäftigenden Nunciaturstreitigkeiten, ernstlich für das Wohl seines Landes besorgt war, so hatte sich in dem alten, dumpfen aristokratischen Köln nichts verändert.

Noch immer lag die Stadt mit dem Kurfürsten in Hader, welcher auch bei Gelegenheit wieder die Landeshoheit über sie in Anspruch nahm. Die alma mater in Köln, die Zwingsburg der Lichtfeinde, betrug sich so „halsstarrig und unanständig“ gegen ihn, daß er sich veranlaßt sah, denjenigen, welche diese weiter besuchen würden, den Zutritt zu allen Aemtern in seinem Lande zu verbieten. Als der Reichshofrath zu Wien dem Magistrat befahl, endlich die den Lutheranern und Reformirten vor zwei Jahren bewilligte Errichtung „eines stillen Bet-, Schul- und Predigthauses“ in Köln nicht länger zu behindern, kam es zu solchen Aufhegereien von Seiten der Geistlichkeit in der von ihnen geleiteten Menge, daß die Protestanten selbst, um nicht der empörten Wuth zum Opfer zu fallen, zunächst darauf verzichteten, ihr gutes Recht in Ausführung zu bringen. Aber auch der kölnische Magistrat sollte die Brandung der französischen Freiheitsbewegung empfinden. Am 26. August 1789 trozte das Volk ihm die Bewilligung einer großen Anzahl von Forderungen ab, unter denen „Verband und freie Kür“ die Hauptstelle einnahmen. Den 4. Oktober kam es zu einem weitem Aufstande, doch ehe man sich über die neuen Klagepunkte verständigt hatte, traf ein Mandat des Reichshofraths ein, welches die ganze neue Anordnung für ungültig erklärte, alles in den alten Stand zurückversetzte und die Unzufriedenen mit Gewalt zur Ruhe zu bringen befahl. Bei dem darüber aufgebrochenen Auflaufe gegen die Hauptwache auf dem Heumarkt hieben die Funken wacker ein, und so war die Sache bald mit einigen Verwundungen und Verhaftungen abgethan. Also endete in Köln das Jahr 1789 und damit auf längere Zeit die Nachwirkung des französischen Umsturzes, dessen Greuel in der guten katholischen Stadt schreckliches Entsetzen verbreitet hatten. Der hohe Rath hielt gute Zucht und trat entschieden gegen die Blätter auf, die sich „Anzöpplichkeiten“ (Anzüglichkeiten) erlaubten.

Goethe genoß um diese Zeit sein erstes Vaterglück; denn Weihnachten beschenkte ihn mit seinem ersten Sohne, bei welchem der Herzog selbst die Patheustelle übernahm. Sein Haus umschloß jetzt sein höchstes Glück; zu diesem fühlte er sich immer sehnsüchtig hingezogen, mochte er der zurückkehrenden Herzogin Mutter nach Venedig entgegengehen oder dem Herzog zu seiner bei Breslau liegenden

Brigade folgen. Neben dem Glücke im Kreise der Seinen, dieser „kleinen Insel des festen Landes“, erfreuten ihn besonders seine naturwissenschaftlichen Studien. Um Ostern 1791 übernahm er die Leitung des neugegründeten herzoglichen Theaters, zu dem „von allen Enden Deutschlands“ die Schauspieler zusammenfloßen. Von Düsseldorf kamen das Ehepaar Demmers und ein gleichnamiger Verwandter, im folgenden Jahre Bohß. Köln, wo die Bühne keine gute Stätte fand, hatte keinen zu senden. Das alte Leben dauerte hier ruhig fort, als ob die Welt unbeweglich und jeder Fortschritt verderblich, jeder Strahl der Aufklärung gottlos wäre.

Unsern Dichter riß im August 1792 der Ruf seines herzoglichen Freundes, ihm zu dem nach Frankreich ziehenden verbündeten Heere zu folgen, aus seinem lieblichen Dasein und seinen friedlichen Beschäftigungen. Ueber Frankfurt, Mainz, Bingen und Trier traf er in dem vom Herzog ihm geschenkten Chaischen, bloß von seinem Diener Paul Göße begleitet, in dem traurigen Lager bei Longwy ein. War seiner Natur jeder Krieg zuwider, für diesen konnte er sich am wenigsten begeistern; war ihm ja nach seiner eigenen Aeußerung weder am Tode der aristokratischen noch an dem der demokratischen Sünder im mindesten etwas gelegen. Die gefährliche Lage, in welcher sich die Verbündeten befanden, erkannte er sofort. Nach der abenteuerlichen Kanonade bei Valmy sprach er im Kreise vieler Leidensgenossen das bedeutende Wort: „Von hier und heute geht eine bedeutende Epoche der Weltgeschichte an, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.“ Nur zu bald folgte der an sich und in seinen Folgen gleich traurige Rückzug. Von Luxemburg wollte Goethe, den die überstandene Noth sichtlich abgemagert hatte, nach seinen mütterlichen Fleischtöpfen eilen, um dort wie von einem Traum zu erwachen, der ihn „zwischen Noth und Noth, Mangel und Sorge, Gefahr und Qual, Leichen, Aesern und Scherbhaufen gefangen gehalten“ hatte. In Trier fand er wieder in demselben großen, mit weitläufigem Gehöf versehenen Hause eines Kanonikus, das er auf der Hinreise bewohnt hatte, freundliche Aufnahme. Hier ging er, während er von der allgemeinen Krankheit und seiner Mattigkeit sich herzustellen suchte, an die Durchsicht, Anordnung und Bearbeitung seiner auf dem Zuge fortgesetzten Be-

obachtungen über die Farben; auch suchte er über das römische Denkmal bei Tegel, das er eben bei herrlichem Sonnenblick zum zweitenmal gesehen hatte, ins Klare zu kommen. An der Gasttafel des rothen Hauses fand sich der nach stärkender Nahrung verlangende Dichter sehr wohl versorgt, wie wenig ihm auch das bunte Durcheinander der Gesellschaft und die allgemeine Verwirrung und leidenschaftliche Erregung die so ersehnte Ruhe gestattete. Der damals fünfundzwanzigjährige Lehrer Johann Hugo Wytenbach, der später besonders durch seine Arbeiten über die Geschichte Triers bekannt gewordene Gymnasialdirektor und Oberbibliothekar, schloß sich an den Dichter an, konnte sich aber nicht genug wundern, daß dieser gar nicht von der Dichtkunst sprach, sich leidenschaftlich der Naturbetrachtung hingeeben hatte. Doch fanden beide in Kants Lehre einen Vereinigungspunkt. Weitläufig erging sich Goethe in der Ausführung, daß ein Kunstwerk wie ein Naturwerk, ein Naturwerk wie ein Kunstwerk behandelt, jedes aus sich selbst entwickelt und gewürdigt werden müsse. Gern ließ er sich von dem frisch belebten kenntnißreichen jungen Manne über die Geschichte der Stadt belehren und zu ihren Merkwürdigkeiten führen, von denen ihn freilich die mittelalterlichen wenig anziehen konnten, da seine Seele noch ganz von der reinen, klaren, maßhaltenden Schönheit des klassischen Alterthums erfüllt war. Auch der Herzog kam nach Trier, wo er in dem großen, wahrhaft fürstlichen Kloster Maximin abstieg. Dort gab er einmal große Tafel, zu welcher er drei der vornehmsten Geistlichen einlud. Goethe konnte mit einem derselben, der ihm zur Seite saß, in einem Gespräche über die Geschichte des Klosters sich ausreichend unterrichtet zeigen. Von seiner guten Laune zeugen die beiden lustigen Distichen auf das Wohlleben der trierischen Klosterherrn. Dort hätten sich nach Vertreibung der heidnischen Dionysosverehrer christliche, dem Bacchus huldigende Mönche angesiedelt. Der frühere Dionysosdienst und die Vertreibung desselben durch einen christlichen Bischof Dionysius beruhten natürlich auf der schalkhaften Laune des Dichters, der nicht ahnen konnte, wie hoch lebhafter Weinbau im Trierischen zur Römerzeit hinaufgegangen, wovon die in Neumagen neuerdings entdeckten Denkmäler den überraschendsten Beweis liefern. Aber nur zu bald hörte man, daß Mainz erobert und

Frankfurt gebrandschatzt sei — die ersten traurigen, Traurigeres in Aussicht stellenden Rückschläge des so unglücklich unternommenen wie ausgeführten Feldzuges. Bis nach Köln herab setzte die Kunde dieses Einfalls der Republikaner alle Welt in äußerste Angst. Goethe mußte jetzt jeden Gedanken an einen mit Gefahr verbundenen Besuch seiner Vaterstadt aufgeben, die in solcher Noth wiederzusehen ihm gar zu schmerzlich war.

Er miethete sich ein Boot bis Koblenz und fuhr in Begleitung eines von früherer Zeit her ihm bekannten preussischen Offiziers und seines treuen Paul die Mosel herab. Lustig ging es an den weingefegneten, mit Dörfern prangenden Ufern vorbei. Vor Trarbach besiel sie das Dunkel, welches diesmal mit einem so starken Sturme sich einstellte, daß die Wellen hoch über den Kahn schlugen und die Insassen durchnäßten; man mußte sie entschließen in Trarbach zu landen. Im Wirthshause suchte ein reicher Kaufmann des Ortes, der Vater des spätern berühmten Rechtslehrers Böcking, die Fremden auf und nöthigte sie freundlich in sein Haus, wo er sie mit köstlichem Moselwein bewirthete, auch sie dringend einlud, bis zum nächsten Morgen zu bleiben, da er sie auf einen schönen Aussichtspunkt führen wolle. Aber Goethe war von solchem Drange, rasch zu längerem Aufenthalte nach Koblenz zu gelangen, und von solcher treibenden Unruhe befallen, daß er hartnäckig allen Vorstellungen und Bitten widerstand. Böcking und dessen Gattin drangen ihnen zwei Matratzen auf, damit sie im Kahne wenigstens bequem ausruhen könnten; sie bezeichneten ihnen ein Koblenzer Handlungshaus, bei welchem sie das Geliehene abgeben lassen könnten. Daß Böckings Gattin die Matratzen mit ihrem neuen und schönen Barchent nicht gern hergegeben, ist ein vom Dichter bei der spätern Darstellung seines Zuges nach der Champagne der Wahrheit zuwider, aber freilich im allgemeinen dem Frauencharakter gemäß frei hinzugefügter Zug, den diese, und auch ihr Sohn, bei aller sonstigen Verehrung ihm nie verzeihen konnte.

Kuhig schwamm der Kahn die Mosel herab, bis sie morgens ihr Ziel erreichten. Der Blick durch die Bogen der alten schwarzen mächtigen Moselbrücke und oberhalb derselben gewährte ihnen im blauen Dufte des Morgens einen herrlichen Genuß; es war, wie Goethe

später bemerkte, das schönste Naturbild, was ihm vielleicht je vor Augen gekommen. Vor sich schaute er das Städtchen Thalehrenbreitstein nebst dem darüber sich erhebenden steilen, mit den gewaltigen Festungswerken der alten Burg gekrönten Felsen, diesem mächtigen Bollwerke des Reiches; rechts zeigte sich die reizend gelegene Stadt mit der prächtig sich erhebenden Kastorkirche. Welche Erinnerungen mußte dieser Anblick in ihm wecken! Seine alte Jugendfreundin Sophie Laroché hatte ihr liebes Thalehrenbreitstein nach der ungnädigen Verabschiedung ihres Gatten längst verlassen und lebte jetzt in Offenbach, wo sie, um sich und die Ihrigen zu erhalten (ihr Gatte war schon vor drei Jahren gestorben), schriftstellerischen Erwerb treiben mußte. Fand er diese auch nicht mehr, so konnte er doch dem Verlangen nicht widerstehen, das geliebte Thal wiederzuschauen, das ihm noch im Glanze seiner Jugendtage strahlte. Aber an der fliegenden Brücke, die ihn hinübertragen sollte, sah er sich durch die ungeheure österreichische Wagenkolonne, die erst nach und nach herübergeschafft werden mußte, unangenehm zurückgehalten, und die Furcht vor ähnlichen Hemmungen hielt ihn in den folgenden Tagen von Wiederholung dieses Versuches zurück. Dagegen trieb es ihn zu dem etwas oberhalb der Stadt seit seiner letzten Anwesenheit (in den Jahren 1778 bis 1786) entstandenen kurfürstlichen Schlosse, dessen sich der Kurfürst nicht lange erfreut hatte; denn im laufenden Jahre hatten es die beiden Brüder Ludwigs XVI., Neffen des Kurfürsten, in Besitz gehabt; augenblicklich stand es einsam und öde, da der Kurfürst wegen der drohenden Zeiten sich nach Regensburg begeben hatte. Je reizender die Lage des wunderschönen, prächtig eingerichteten Schlosses war, um so gespenstiger trat diese politische Ruine, die den drohenden Sturz aller so fest geschienenen Zustände zu lehren schien, seiner ahnungsvollen Seele entgegen, so daß er es nicht über sich gewinnen konnte, von dem umherwandelnden Kastellan sich den Eintritt zu erbitten. In der Stadt hörte er überall die erbittertsten Klagen über den schrankenlosen Uebermuth der französischen Ausgewanderten, besonders der beiden Prinzen, die so viel Unheil über die Stadt gebracht hatten. Das waren die Leute, denen zu Liebe und auf deren Wort vertrauend man zu dem unseligen Zuge sich hatte verleiten lassen!

Goethe bewohnte zu Koblenz das schöne Quartier im Gasthof zur Post, dem jetzigen „trierschen Hofe“, welches die Stadt dem Herzog eingeräumt hatte, und labte sich an dem Ehrenwein, den der Stadtrath sehr reichlich demselben als preußischem General verehrt hatte. Der Gasthof, wo er vor achtzehn Jahren an Lavaters und Basedows Seite dem Salm und dem Hahn so eifrig zugesprochen, lag gerade gegenüber. Auch der König von Preußen langte in Koblenz an, wohin der Kurfürst von Köln auf einen Tag zu dessen Begrüßung kam. Aber weder die schöne gartenreiche Umgebung der heitern Stadt, noch die herrliche Aussicht des Stromes auf- und niederwärts konnte Goethe fesseln; fieberhaft trieb es den Sohn des Friedens aus den kriegerischen Zuständen, die ihn an die letzte Vergangenheit so traurig mahnten und ihn die künftigen Gefahren und Leiden vorschauen ließen, die man durch den unklug unternommenen Zug heraufbeschworen hatte. War es ja derselbe Strom, welchen er in glücklicher Friedenszeit gesehen, die sich jetzt wie eine liebliche Idylle vor seinem geistigen Auge entfaltete und ihn den Gegensatz der traurigen Gegenwart und der noch trauriger drohenden Zukunft schneidend empfinden ließ; damals hatte ihn die Sehnsucht zu dem so lange eigensinnig gemiedenen Jacobi getrieben, an dessen Brust er zum erstenmal das Glück voller Seelenfreundschaft genossen, und noch heute floß der Strom zu dem alten, bei allem Wechsel der Neigungen und Anschauungen heilig treu gebliebenen Freunde hernieder. Seinem Fürsten auf seinem weitem, noch gar nicht zu bestimmenden Zuge auf das rechte Rheinufer zu folgen war ihm unmöglich, nach Frankfurt zurückzukehren bei den Fortschritten der Franzosen unheimlich; der Weg zu Lande schien beschwerlich und bedenklich, dagegen versprach der sanft herabgleitende Strom ihn leicht und anmuthig seinem Jacobi zuzuführen, bei dem er sich bald wieder ganz herzustellen, mit dem er sich zu dem neuen Leben in der sturmvollen Zeit neu zu verbünden gedachte. So entschloß er sich denn, sich von seinem Herzog zu verabschieden und, ohne sein von Trier aus nachgeschicktes Chaischen abzuwarten, die lange Rheinfahrt von Koblenz bis Düsseldorf trotz des Novembers in einem Zuge zu machen, so daß er erst in Düsseldorf wieder ans Land steige, obgleich ihn die Post rascher von Köln nach dort herüber-

gebracht hätte. Wieder mietete er sich einen Kahn, ohne zu ahnen, worauf ihn niemand hinwies, daß die Schiffer zu einer solchen langen Thalfahrt ein altes Boot zu nehmen pflegen, um es am Ende der Reise als Brennholz zu verkaufen und dann leichten Fußes mit dem erlangten Fahrpreise nach Hause zurückzuwandern. Auch nahm der Schiffer einen blinden Passagier mit, der bei Bonn ausgekehrt werden wollte; dieser sollte den Fährmann durch Mitrudern unterstützen. Daß der Kahn ein starres Leck habe, sollte sich nur zu bald zeigen; denn schon nach einiger Zeit begann der Fährmann Wasser auszuschöpfen, was häufig wiederholt werden mußte. Goethes Zutrauen war einmal getäuscht worden; zurückzukehren schien ihm ebenso wenig rätlich als sich mitten auf dem Wege aussetzen zu lassen. Die Fahrt ging glücklich fort, und sollte auch bei der voraussichtlich sternhellen, wenn auch freilich kalten Nacht nicht unterbrochen werden, um möglichst rasch nach Düsseldorf zu gelangen. Aber als sie am Siebengebirge vorüber waren, gerieth der Fährmann mit dem fremden Passagier über die Stelle, wo dieser am besten ausgekehrt werden könne, in einen so heftigen Streit, daß der edle Palinurus dabei ins Wasser stürzte. In den durchnässten Kleidern die Novembernacht durchzufahren war dem Schiffer doch unmöglich, und so konnte Goethe ihm die Erlaubniß, sich in Bonn zu trocknen und zu wärmen, nicht versagen. So landete man denn in der Nacht beim bonner Rheinthore. Goethes Paul folgte, nachdem man den Kahn ans Land gezogen, dem Fährmann in die nahe Schifferkneipe, während diesem selbst vor dem mit Tabaksdampf erfüllten Raume so arg graute, daß er das Lager im Kahne auf seinem Mantelsack und Portefeuille dieser Dual vorzog. So gebettet, lag der deutsche Sänger längere Zeit vor dem Rheinthore der Mäusenstadt sorglos schlafend im Kahne, bis er, plötzlich erwachend, sein Lager von dem durch das Leck eindringenden Wasser durchnässt fand. Da blieb denn keine Wahl, auch er mußte in die ängstlich gemiedene Kneipe, um in dem ihm widerwärtigen Tabaksdampfe der an Glühwein sich wärmenden Gesellschaft sich, so gut es gehen wollte, zu trocknen. Aber was hatte er nicht schon auf dem schauerhaften Rückzug in bitterm Ingrimme über die Ber-

blendung, mit welcher man sich in die Gefahr gestürzt, und den Unverstand der deutschen Kriegsführung ertragen lernen!

Bereits graute der Morgen, als man die Reise fortsetzen konnte, auf welcher durch um so eifrigeres Rudern der unfreiwillige Aufenthalt möglichst eingebracht werden sollte. So ging es denn die für die Kahnfahrt etwa vier Stunden lange Strecke bis Köln herab, wo man sich, da der Weg bis Düsseldorf noch sehr lang war, keine Rast gestatten wollte. Vom Kahne aus, der beim Rheinthore landete, konnte Goethe den Gasthof „zum heiligen Geist“ schauen, wo er vor mehr als achtzehn Jahren den Herzensbund mit Jacobi besiegelt hatte. Am Ufer wandelnd, auf dessen geschäftiges Leben er damals aus dem Gasthause geschaut hatte, konnte er die Stelle des deutger Hafens bemerken, wo es im Februar 1791 zwischen der Stadt, die ihr Stapelrecht, und dem Kurfürsten, der sein Hoheitsrecht über den Rhein in Anspruch nahm, fast zu einem blutigen Zusammenstoß gekommen wäre. Wie ärmlich mußten ihm jetzt alle Häkeleien des in seine zum Unrecht gewordenen Rechte sich immer mehr einspinnenden Senats in einer Zeit erscheinen, welche am Rheine alles umzustößen drohte; denn wo würden Frankreichs zur Rache gespornte, von wildem Freiheitssehwindel aufgeregte Horden, die nichts zu verlieren hatten, inne halten, da er sich nur zu sehr überzeugt hatte, wie wenig vom Zusammenwirken der verbündeten Heere zu erwarten war, über deren Führung Kundige und Unkundige den Kopf schüttelten. Nur einen wehmüthig ahnungsvollen Blick konnte er der alten Rheinstadt zuwerfen, die, wer wußte wie bald? das Schicksal von Mainz theilen werde, und um so tiefer in ihren Grundfesten erschüttert werden mußte, je hartnäckiger man sich dem Geiste der Zeit, der in Frankreich zur Raserei geworden, widersezt hatte. Die herrliche, im Halbmonde um den stolzen Strom sich sehlingende, von zahllosen Kirchen und Thürmen gekrönte Stadt, deren innerer Zwietracht der Krahn ihres mitten im Werke ins Stocken gerathenen Domes zu spotten schien, welches Schicksal stand ihr in der neuen, gewaltsam eindringenden Zeit bevor, deren Ideen auch in Deutschland so ansteckend gewirkt hatten. Von Köln selbst war im Anfange des Jahres eine kleine Schrift gegen die berückenden Stichwörter der in der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sich

berauschenden Zeit hervorgegangen, von welcher Goethe durch das „Politische Journal“ Kenntniß erhalten haben konnte: aber was vermag ruhige Belehrung gegen leidenschaftliche Aufregung und schmeichelnde Ueberspannung! Hatte ihn bei dem frühern Besuche der Gegensatz zwischen Gegenwart und Vergangenheit tief ergriffen, so schien ihm jetzt die Zukunft über der alten Stadt trotz aller ihrer Heiligen verderbenschwanger zu schweben.

Goethes Schilderung in der „Campagne in Frankreich“ gedenkt der Fahrt zwischen Bonn und Düsseldorf mit keinem Worte. Wir wissen nicht, ob er sich durch das alte niedrige Rheinthor in die düstere Stadt begab und hier etwa im Gasthof „zum heiligen Geist“ eine kurze Ruhe sich gestattete. Im Innern zog ihn damals nichts an, selbst der Dom nicht, der nach der in Italien erhaltenen reinern Anschauung ihn ebenso wenig wie Triers mittelalterliche Kirchen ansprechen konnte; ja diese großartige Ruine mußte ihn eher beängstigen, da die neue Zeit ihr nur sehr bedrohlich sein konnte. Hatte er vor so vielen Jahren im Rausche der ihn beglückenden Freundschaft Köln durchstreift, entnüchterter hätte niemand die in sich immer mehr zerfallende Stadt schauen können; ging er damals am Arme der Freundschaft, jetzt fand er sich ganz einsam, bloß von einem treuen Diener begleitet, und seine Seele drängte sich dem edlen Freunde entgegen, mit dem er den in der Jugend geschlossenen, nach der Rückkehr aus Italien wieder mit frischer Seele aufgenommenen Bund persönlich erneuern wollte.

Schon war es dunkel geworden, als die lange und langweilige Kahnfahrt von Köln bis Düsseldorf zu Ende ging. Goethe mußte sich den Weg von dort nach Pempelfort, das Jacobi seit vier Jahren auch im Winter bewohnte, durch mitgenommene Laternen erleuchten lassen. Auch diesmal trat er, wie aus den Wolken gefallen, vor Jacobi, den er vor acht Jahren zum letztenmal gesehen hatte, aber die Freunde brauchten sich diesmal nur wiederzufinden: die Stimme des Herzens hob sie über mancherlei Abweichungen der Anschauungen, die ihnen die letzten Jahre gebracht, leicht hinweg. Goethes Kunstanschauungen hatten sich in Italien verklärt; dann aber war er auch an der Hauptstätte des Katholizismus mit entschiedenem, fast zu Haß sich steigendem Widerwillen gegen die geistige Unnebelung

erfüllt worden, welche das Christenthum, wie es im Laufe der Zeit sich gebildet hatte, ihm über die Welt gebracht zu haben schien. Die Bewunderung der gefeierten Apostel der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, die dadurch eine unabsehbare Verwirrung herbeigeführt, war ihm herzlich zuwider, und selbst das Wirken Neckers, den Jacobi so hoch hielt, schien ihm nur höchst verderblich. Der Freund hatte während dieser Zeit die freie Luft Englands geathmet, und dort entschiedenste Vorliebe für eine die Macht des Fürsten beschränkende Verfassung gewonnen, wogegen in seinen Ansichten über Gott und Welt, die bei Goethe von der Ahnung der geheimnißvollen, aber ihr Geheimniß geru dem sinnigen Forscher nicht enthüllenden, doch andeutenden Natur ausgingen, die Neigung zum Glauben immer entschiedener durchgebrochen war, ohne indeß seiner Duldung und Anerkennung anderer redlich gewonnenen Anschauungen Abbruch zu thun. Er bewahrte Goethes Briefe, in denen sich auch seine neuere Richtung ausprägte, als einen Schatz, der, wie er ihm einmal schrieb, mehr als Erinnerung in ihm erweckte, da sie ihn die unsichtbare Leitung der Menschen verehren ließen, von denen keiner seinen Weg verstehe. Dem pempelforter Freunde entging nicht, daß er den Geliebten, der in der letzten Zeit geistig und leiblich so sehr gelitten hatte und von leidenschaftlicher Unruhe und düstern Ahnungen über die Zukunft Deutschlands, zunächst des westlichen, an den Rhein grenzenden, gequält war, liebevoll schonen müsse. Herder hatte ihm geschrieben, er solle ihm von seinem besten Champagner geben. Goethe thaute allmählich in dem herrlich traulichen Familienkreise ganz auf, seine Umdüsterung erhellte sich, seine scharfen Spitzen zog er immer mehr ein, weil er fühlte, wie sehr man sich gegenseitig zu schonen habe, da niemand über seine Natur hinaus könne, des Vereinernden aber bei edlen Seelen, die sich lieben, mehr als des Trennenden sei. So stellte er sich geistig und körperlich in Pempelfort her, wenn auch die düstern Ahnungen über die Zukunft durch die Kunde von dem weitem Vordringen des republikanischen Heeres neue Nahrung erhielten. Weissagte ja selbst Jacobi, wenn man die Franzosen nicht bald zurücktreibe, so werde das ganz zu Grunde gerichtete Volk hordenweise den siegenden Heeren nachströmen und Europa einer völligen Verwüstung aus-

gesetzt sein, wie es sie „ehemals von Gothen, Hunnen und Vandalen erfahren“. Im pempelforter Kreise, wo anziehende Gäste fast nie fehlten, fühlte man sich von einem Hauche innigen Wohlwollens, herzlicher Theilnahme, reiner Gemüthlichkeit und edler Gesinnung umweht, man genoß hier „selige Familienszenen“, für die Goethes Herz empfänglicher als je war. Freilich fehlte die schon vor fast neun Jahren dahingegangene Hausfrau, die Goethe auch bei seiner ersten Anwesenheit nicht gefunden hatte, aber die beiden für des Freundes häusliches Glück unentbehrlichen Halbschwestern nahmen lebhaften Antheil an der Unterhaltung. Die ältere, Lotte, war ihm von Frankfurt aus bekannt und herzlich gewogen, die jüngere, Helene, freilich wegen ihrer religiösen und sittlich strengen Richtung ihm weniger günstig gestimmt. Auch ein heranwachsender Sohn, der nächstens die Hochschule zu Jena beziehen sollte, und eine sehr liebenswürdig sich entwickelnde Tochter belebten den traulichen Familienkreis. Zufällig war auch Heinse, damals Hofrath und Bibliothekar des jetzt flüchtigen Kurfürsten von Mainz, wieder Gast des Hauses; er zeigte sich heiter und gewandt, und war auch sein „Ardinghello“ trotz mancher schönen Schilderung Goethe zuwider, so hielt dieser sich an das gemüthliche Wesen des mit sinnlichster Glut schaffenden Dichters, den ja auch Jacobi und seine Schwestern trotz seiner dichterischen Vergötterung des Nackten gern um sich hatten. Da war auch der junge von Jacobi herangezogene Heinrich Schenk, der in nächster Nähe wohnte und als lieber Hausfreund zur Unterhaltung wesentlich beitrug. Durch seine ergötzlichen Erzählungen aus Italien wußte Goethe alle Herzen zu gewinnen, wogegen seine begonnene Vorlesung der auf den Freiheitschwandel der Zeit spottenden „Söhne Megaprazons“ keinen Anklang fand, und er auch seine ihm so sehr am Herzen liegenden optischen Versuche aus Mangel an Verständniß abbrechen mußte. Oft ging es an den Abenden so heiter zu, daß man gar nicht aus dem Lachen kam. Im nahen Düsseldorf fanden sich damals viele bedeutende Personen zusammen, unter denen Goethe besonders mit Graf Nesselrode, dem kurmainzischen General von Coudenhoven und dessen liebenswürdiger Gemahlin, einer geborenen Gräfin von Hayfeld, Herrn und Frau von Dohm (Dohm war bevollmächtigter Minister

am kurfölnischen Hofe in Bonn) in angeregter Unterhaltung sich erging. Man traf sich häufig in der Galerie; stellte auch Goethe jetzt die Italiener viel höher, so konnte er doch der reinlichen Genanigkeit der Niederländer seine Anerkennung nicht versagen. Leider hatte sich der Schwarm der ihm herzlich zuwider gewordenen französischen Ausgewanderten nach Düsseldorf geworfen, wo selbst die Brüder Ludwigs XVI. erschienen, von deren Treiben er in Koblenz ein so widerwärtiges Bild erhalten hatte. Die Nachrichten von den Fortschritten der Franzosen wurden immer bedenklicher, so daß er schon früher Pempelfort verlassen haben würde, hätte ihn nicht ein rheumatisches Uebel befallen, von dem ihn der geist- und kenntnißreiche Hausarzt Hofrath Abel bald herstellte. Nach vierzehn Tagen verließ er mit dankbarem Herzen und dem frohen Bewußtsein, Jacobi ganz wiedergefunden zu haben, das gastliche Pempelfort, das er nie wiedersehen sollte, da das Näherrücken der „Tollfranken“ den Freund schon im September 1794 von da verscheuchte. In Münster, wohin sich Goethe von Pempelfort wandte, fühlte er sich einige Tage im reinen Kreise der sein tiefstes menschliches Gefühl und den edlen Drang seiner Natur verehrenden Fürstin Galizin sehr glücklich, so daß er gern noch länger geblieben wäre, hätte er nicht bereits vorzeitig seine Rückkunft den Seinigen angekündigt.

Froh, endlich den drängenden Zügen der anmaßenden französischen Auswanderer entgangen zu sein, kehrte er Mitte Dezember nach Weimar zurück. Hier nahm zunächst die Bühne seine amtliche Thätigkeit in Anspruch. Für diese gewann er den, wie es heißt, von Jacobi ihm empfohlenen Johann Jakob Grass, den Pasqué zu einem Kölner macht. Er war vielmehr, wie längst bekannt, im Oberelsaß zu Münster im Georgenthal bei Colmar (am 23. September 1768) geboren, hatte in Straßburg Theologie studirt, war dann nach mancherlei Schicksalen nach Köln verschlagen worden, wo er unter Dobler am 9. April 1789 die Bühne betrat. Die doblerische Gesellschaft aber löste sich schon in demselben Jahre auf. Erst nach einiger Zeit fand er eine neue Anstellung bei Bossan in Neuwied, dessen Truppe er nach verschiedenen Orten bis Heilbronn herab begleitete. Anfangs 1793 knüpfte er von Kassel aus mit Weimar an. Seine Anstellung erfolgte bereits am 10. April, aber

noch ehe er nach Weimar kam, war Goethe dem Rufe des Herzogs gefolgt, an seiner Seite der Belagerung von Mainz beizuwohnen. Schon am 27. Mai traf der Dichter im Lager bei Marienborn ein. Den 24. Juli wurde die Stadt übergeben, deren schreckliche Verwüstung er zwei Tage später sah. Hier zeigten sich die verderblichen Folgen jenes Freiheitschwinds, der selbst einen so edlen Mann und glücklichen Naturforscher, wie sein Freund Johann Georg Forster war, in seine Wirbel gezogen hatte. In Heidelberg traf er mit seinem Schwager Schlosser zusammen. Der Einladung Jacobis nach Pempelfort konnte er nicht folgen; sein „herumschweifendes Leben“ widerstand ihm und „die politische Stimmung aller Menschen“ trieb ihn, den jedes politische Gerede jetzt ekelte, nach Hause zurück. Hier lernte er den Schauspieler Graff, der schon am 5. Juni in Pflands „Hagestolzen“ als Hofrath Reinhold aufgetreten war und sehr gefallen hatte, persönlich kennen und nahm sich seiner um so mehr an, als er in ihm bald eine Hauptstütze der herzoglichen Bühne erkannt hatte. Da bei Goethe eine persönliche Bekanntschaft, wenn sie ihn eine tüchtige, von gutem Willen besetzte Natur erkennen ließ, bald auch vertraulich zu werden pflegte und der Bildungsgang seiner Schauspieler ihn besonders anzog, so wird Graff ihm auch von seinem kurzen Aufenthalte in Köln, wo er zuerst die Bretter betreten hatte, und auch wohl manches von den dortigen Zuständen berichtet haben. Graff ward der erste Darsteller von Schillers Wallenstein, in dessen „Piccolomini“ er einen großen Triumph erlangte, wie dies der Dichter selbst in einigen ehrenvollen Zeilen aussprach, die Graff als sein heiligstes Besitztum treu aufbewahrte. Es ist wohl kein Zufall, wenn Wallenstein, den Graff spielen sollte, in „Wallensteins Tod“ den dritten Gefreiten, den er als einen Bekannten anspricht, als „Risbeck aus Köln“ bezeichnet. Risbeck war der Name eines bekannten neuern Reisenden und bei Köln konnte dem Dichter vorschweben, daß Graff hier den ersten Schritt in seiner Kunst gethan hatte und er sich dieser für sein Leben so bedeutend gewordenen Stadt gern erinnerte.

Trotz aller Siege über die republikanischen Heere konnte Goethe sich der ernstesten Sorgen nicht entschlagen. „Wie viel wird uns jene ungeheure Masse noch zu schaffen machen!“ schrieb er nach

dem Siege von Kaiserslautern seinem Herzog. Dieser selbst verließ bald darauf den Dienst, da er von der Weiterführung des Krieges bei der Zwietracht zwischen Oesterreich und Preußen keinen dauernden Erfolg hoffen durfte. Nur zu bald gingen die errungenen Vortheile verloren und die immer wilder und wüthender sich ergießenden Republikaner bedrohten ernstlich die deutschen Lande. Da Goethe keinen Rath und keine Hülfe wußte, lenkte er seinen Blick von der Politik ganz ab; er versenkte sich neben seinen amtlichen Beschäftigungen eifrig in Kunst- und Naturstudien und wandte sich der endlichen Vollendung seines „Wilhelm Meister“ zu. Am 7. Juni 1794 schrieb ihm Jacobi, daß er wegen der verwünschten Lage der Dinge mit Dohm in Köln Rath gepflogen; in welchem Grade die Sachen am Rhein übel gestanden, hätten die Zeitungen sie nicht einmal von weitem muthmaßen lassen; noch sei es nicht viel besser geworden, doch sehe man jetzt wenigstens einige Möglichkeit für die Verbündeten, sich genug zu verschanzen, um Zeit zu gewinnen, noch mit einigem Anstande Frieden zu machen. Der Senat der Reichsstadt Köln zeigte so wenig Theilnahme an der Sache des Reichs, an der festzuhalten der „deutsche Bauer“ durch seinen uralten, leider längst vergessenen Wahlpruch sich hätte gemahnt fühlen sollen, daß er sich jedesmal widersetzte, wenn es galt, Reichstruppen einige Tage zu beherbergen, ja zu einer zweitägigen Aufnahme französischer Gefangener, die ins Innere gebracht werden sollten, mußte er mit Gewalt gezwungen werden. Das schwere Geschütz der Stadt, dessen das Reich bedurfte, suchte er möglichst theuer loszuschlagen, wogegen er die Stellung des pflichtmäßigen Contingents für „total unmöglich“ erklärte, selbst zur Hülfe an den beim Vorrücken der Franzosen nöthig scheinenden Verschanzungen ließ er sich zwingen. Mit solcher Mißachtung der gemeinsamen Gefahr, mit solchem reichsfeindlichen Eigennutz, mit solcher eigensinnigen Verblendung, wovon das „Politische Journal“ mehrfach Kunde gab, erwartete man in Köln das heranrollende Gewitter. Was war bei solcher Kirchthurmspolitik für den bedrängten Rhein zu hoffen! „Am Rhein ist alles in Furcht und Sorge“, äußerte Goethe am 14. August. „Ganz Deutschland ist in schadenfrohe, ängstliche und gleichgültige Menschen getheilt. Für meine Person finde ich nichts Rätthlicheres

als die Rolle des Diogenes zu spielen und mein Faß zu wälzen.“ Schon erwartete er seine Mutter bei sich, die sich endlich entschlossen, möglichst alles fortzuschaffen und eine Zuflucht in Weimar zu finden, ja die Möglichkeit, daß er selbst auswandern müsse, zeigte sich drohend in der Ferne. Aber zum Glück Deutschlands und unserer Literatur kam es so weit nicht. Hatte ja eben die schöne Aussicht zu einem Bunde mit dem einzig ihm ebenbürtigen deutschen Dichter sich Goethe eröffnet, die sich bald so glücklich erfüllen sollte.

Während die beiden so lange sich fremd gebliebenen Dichter zum edelsten und erfolgreichsten Zusammewirken für Dichtung und Kunst sich vereinigten, vollzogen sich am Rheine die Geschicke, welche das Kurfürstenthum Köln und die freie Reichsstadt, die so lange dem Eindringen deutschen Geistes und vernünftiger Freiheit sich widersetzt hatte, mit der vertrautesten Freundschaft des republikanischen Frankreichs beglückten. Schon am 6. Oktober bewillkommenten Abgesandte des hohen Rathes in der Nähe von Müngersdorf, eine Meile von Köln, den heranrückenden republikanischen General Championnet und überreichten dem bewaffneten Volkzueher der neuen Freiheit, indem sie seinem Schutze sich empfahlen, unterthänigst die Schlüssel der „in ganz Europa berühmten Stadt Köln“, deren Ehrenschild sein sollte, daß sie „ihren Anfang hat von Marco Vespasiano Agrippa, Kaiser Augusti Schwager, eben als die allerheiligste, heiligste Jungfrau Maria, Gottes Mutter, geboren ward“. Freilich war sie mehr eine folgsame Tochter Roms als eine Anhängerin des deutschen Reiches. Den echten französischen Schutz sollte der hohe Rath, der sich gegen alle Forderungen des Reichs immer gesperrt hatte, bald an eigenem Leibe bitter empfinden. Kölns Wechselfälle unter der räuberischen Despotie der Franzosen, welche Freiheit nur für sich suchten, weiter zu verfolgen ist nicht unsere Aufgabe. Als gerechte Strafe mußte es gelten, daß die altehrwürdige Stadt gleichsam zum Hohne unter die Bezirksverwaltung des zur Zeit der kurfürstlichen Regierung freier entwickelten Bonn gestellt wurde. Eine nothwendige Folge des Gegenstreiches war es, daß die sogenannten Patrioten in der heiligen Stadt, welche die despotische Gewalt der gebietenden Herren so lange in der Verdampfung gehalten hatte, viel wilder, frecher, geschmackloser, gemeiner,

ja schmutziger auftraten als in Bonn. Ein ehemaliger Minoritenmönch sollte Kölns Brutus werden; seine diesen ehrwürdigen Namen mißbrauchende Dekadenschrift war ein wahrer Sumpf. Der hohe Rath aber zeigte sich seiner selbst ganz würdig, da er seine Verfassung als die freieste auf Erden herausstrich und sich rühmte, es immer mehr mit den Franzosen als mit dem Reiche gehalten haben. Als die Bezirksverwaltung von Bonn bei der den Ländern zwischen Maas und Rhein auferlegten Kriegsteuer von 25 Millionen Livres Köln mit der Summe von 480 000 veranlagt hatte, erhob sich der Rath, „der Senat der Uhier“, wie er sich nannte, in voller Entrüstung; man beschloß einen Abgeordneten an den Nationalkonvent zu senden, um gegen die Ungerechtigkeit solcher Brandschätzung der Stadt, der man Unverletzbarkeit in jeder Beziehung zugesagt, lebhaften Einspruch zu erheben und die ganz ungehörige Vertheilung der Kriegsteuer nachzuweisen. Von 800 000 Livres, woran 18 Städte und an 200 000 Morgen Land theilhaftig seien, falle mehr als die Hälfte auf Köln, deren Bürger in der Stadt nichts besäßen als ihre zum Unterhalt beträchtliche Summen erheischenden Häuser und Gebäude und um die Stadt wenige Grundstücke. Einer solchen wunderlichen Begründung, welche Kölns freilich sehr geschmolzenen Reichthum ganz verflüchtigte, entsprachen der bis zum Lächerlichen floskelhafte Ton und das Pochen auf die freie Verfassung Kölns. „Schauet hier ein freies Volk“, hieß es in der von Wallraf an den Nationalkonvent gerichteten Denkschrift. „Hier findet Ihr diese heiligen Rechte, diese Gesetze, die ein freies Volk sich gab.“ Von der bonner Verwaltung ward alles Schlimme gesagt; sie sei die Verwaltung eines Kurfürstenthums, wozu Köln nie gehört, eines Hofes, mit dem sie seit Jahrhunderten entzweit gewesen, mit dem ihr System von Freiheit und Demokratie sich nie vertragen gekonnt; jene Verwaltung sei mit der Geschichte und mit dem übrigen Europa uneinig über das System der Freiheit, welches Kölns Verfassung ausmache. Der Nationalkonvent ward an Darius, der Rhodus wegen seines berühmten Malers Protogenes geschont, er ward an Alexander den Großen, der die Vaterstadt Homers geehrt, salbungsvoll erinnert, um Schonung für Köln als den Geburtsort von Rubens im Namen der Künste zu erflehen, welche

die Stützen und die Zierde der politischen Existenz und der geselligen Glückseligkeit seien, welche ihre unstete Wanderung inne gehalten, um bei den Franzosen ein Vaterland zu finden. Dabei wurde des nach Paris geführten Bildes der Kreuzigung von Rubens gedacht. „Noch schwebt Rubens' Geist über seinem unsterblichen Werke, womit er sein Vaterland bereichern wollte, und im Museum (zu Paris), wo einst dies unser Denkmal prangen soll, wird es Eure Bewunderung an sich heften; hier spricht für uns sein Genius. Ihr, die Ihr gemacht seid, diese Geistesprache zu verstehen, höret seine Stimme, wie sie Schonung und Gerechtigkeit ruft um sein Vaterland.“ Neben der unwürdigsten Schmeichelei gehen bittere Klagen über die schamlose Verraubung der Stadt und die jämmerliche Darstellung ihrer Noth her, neben der lächerlichsten Berufung auf ihre Verfassung deren Stütze Freiheit, deren Reiz Gleichheit gemacht, finden sich die Erwähnung ihrer Schwäche, durch deren Charakter die Stadt immer wie eine Jungfrau vor allen Verunglimpfungen geschützt gewesen, die Versicherung, daß die Freundschaft mit der Frankennation ihnen von jeher theuer gewesen, endlich die Hinweisung darauf, daß sie sich der gefährlichen Koalition gegen Frankreich entzogen, diese ihrer Lage nach bedenklich und ihrer Freiheit nach ihnen selbst zuwider gehalten. So entwürdigte man sich selbst vor dem Nationalkonvent und Deutschland, ohne die geringste Aussicht, daß jener auf seinen Raub verzichten werde. Der Bosse der eischenanischen Republik, die man trotz allem über sich ergehen lassen mußte, folgte die Vereinigung mit Frankreich, die durch den Friedensschluß bestätigt wurde, der fast gleichzeitig mit Goethes die Freiheit und Selbständigkeit des deutschen Bürgers so herrlich vertretendem „Hermann“ das linke Rheinufer preisgab. Der aus jener hehren Dichtung sprechende Bürgergeist bildete zu dem reichsstädtischen der dem Reich sich entziehenden freien Abier, an deren Namen man sich ungeschickt anklammerte, den schärfsten Gegensatz.

Wie hätte Goethe, der sich in der Politik nur an das thatsächlich Mögliche hielt, bei der damaligen Verwirrung und Zerrissenheit hoffen können, diese deutschen Lande in nächster Zeit den siegreichen Republikanern entrissen zu sehen, die ihren Keil immer tiefer in das deutsche Reich zu treiben trachteten! Ihm war es in der schlimmen,

noch Schlimmeres drohenden Noth eine Herzenssache, im Verein mit Schiller deutsche Sprache und Dichtung zu pflegen, durch vollendete Kunstschöpfungen den Geist des Volkes zu bilden und zu heben. Die „Xenien“ der beiden verbündeten Dichter sprachen es entschieden aus, daß der Deutsche um so freier sich als Mensch ausbilden müsse, je weniger es ihm gelingen werde, sich zur Nation zu bilden, worin freilich der Unglaube an die politische Einheit sehr scharf und beschämend zu Tage trat. Wo stand aber deutsche Sprache und Bildung damals, in Folge des Jahrhunderte langen Verschlusses gegen den Geist der Aufklärung, auf einer niedrigeren Stufe als in der Ubiertadt! Die „Xenien“ gedachten im Herbst 1796 der Unfruchtbarkeit des Niederrheins in dem Spotte auf die Verbindung des Rheins mit der Mosel, deren Umarmung noch kein Sohn erfreut habe. Freilich wirkte dies wie ätzender Hohn auf ein Land, das im Besitze der Franzosen sich befand, wie der Witiz der „Xenien“ auf den Rhein als Grenze Germaniens, über welche der Gallier hüpfte, bitter verletzen mußte. Beide Distichen kommen zunächst auf Schillers Rechnung, dessen Schärfe eben keine Rücksicht kannte, die hier auch nicht an der Stelle war. Doch war es beachtungswerth, daß die „Xenien“ auch diese augenblicklich Deutschland entzogenen Lande als deutsche in Anspruch nahmen und sie ihre Geißel fühlen ließen, die sie nicht ohne Grund über ihre Versumpfung schwang. Daran litt freilich nicht der ganze Niederrhein; hatte sich ja in Bonn ein frisches Leben erhoben, dessen Entwicklung freilich der Einfall der Franzosen gestört hatte, und in Düsseldorf hatte Karl Theodor die Kunst gepflegt.

Sehen wir uns die deutsche Dichtung des damaligen Köln an. Schiller begann 1794 seinen „Musen-Almanach“ neben manchen bestehenden; auch Köln wollte im Wettstreit mit andern Gegenden nicht zurückbleiben. Schon früher hatte der bei Franz Balthasar Neuwirth unter fetten Hennen erscheinende „Niederrheinisch-Westfälische Kreiskalender. Das ist: Historisch- und Genealogischer Schematismus Hochbenannten Kreises wie auch des Rheinisch- und Westfälischen Adels z. z.“ Gedichte als Zugabe gebracht, in denen wie in den vorgelegten „Erinnerungen“ und „Vorreden“, die greulichste Geschmacklosigkeit zu Tage tritt. Man nehme z. B. den Jahrgang

1791 zur Hand. In der „Kurzen Erinnerung“ zu „Sieben Gedichte, und mehrere“ heißt es: „Weilen am zweiten verfloffenen Monats December die ganze Geschichte eine andere Formel erhalten hat und nur das Neue das Herz des Menschen anzettelt; so habe meine Leser mit Siegen und Viktorien, welche aus guter Hand erhalten, anstatt dessen vergnügen wollen“, worauf denn mehrere jämmerliche Gedichte auf die Siege über die Türken folgen. Als „Weitere Zugabe“ sind drei Gedichte auf die Juden bezeichnet, die „eine unbekannte Handschrift eingeschickt“. In der vorangehenden „Erinnerung“ heißt es: „Fremde Kalender haben große Aufnahme, weilen eines Kunstkupferstichers Chodowickj (so!) Bilder darinnen enthalten sind. Diese erhalten durchs Ansehen Lob und Beifall. Vielleicht können diese Reimen durchs Lesen so großen Wohlgefallen erwecken, als Kupferstiche durch Sehen erhalten.“ In der „letzten Vorrede“ wird nochmals mitgetheilt, daß der Herausgeber da er „in unserm Lande“ keine „Bilder von einem künstlichen Chodowickj“ liefern könne, er „zu wohlklingenden Reimen seinen Ausfall gewählt“, welche dreifachen Dienst erweisen sollen. „Erstens für die Wahrheit ohne Flatterie. Zweitens zur Historie ohne Wind, und letzgens im Klang zum angenehmen Gehör.“ Wir enthalten uns aller weitem Proben dieser Unmündigkeit so wie der Erbärmlichkeit der Reimereien. Nun erschien aber 1794 zu Köln in der langenschen Buchdruckerei ein wirklicher „Musen-Almanach auf das Jahr 1795“ mit dem Zusatz: „Oder Taschenbuch für Liebhaber der Dichtkunst“ und dem Buchdruckerstocke zweier sich schnäbelnden Tauben. Vorangeht hier der eigentliche Kalender; das Taschenbuch selbst ist, abweichend von Titel und Kalender, mit großen lateinischen Buchstaben auf 102 Seiten gedruckt; auf der ersten Seite steht oben ein grober Buchdruckerstock mit vier nackten musizirenden Kindern, die für Amoretten gelten müssen, den Schluß bildet ein ähnlicher, der eine auf die Dichtkunst deutende, sehr albern dreinschauende Harfenspielerin vor einem Dreifuße mit dampfender Schale darstellt. Die ununterbrochen gedruckten, weder mit Namensunterschrift noch mit Chiffer bezeichneten Gedichte schlagen den allergewöhnlichsten Ton an, obgleich es nicht an Hexametern, selbst nicht an verfliegenen alkäischen Oden fehlt, von denen eine an die empörten Belgier gerichtet ist, eine andere das Mönchthum,

den „Monachismus“, trifft, eine dritte einen Glückwunsch zur Priesterweihe bildet. Schamheit und Unmündigkeit schauen allen diesen Reimen aus den Augen. Auch Deutschlands „keimende Dichter“, diese „zärtlich empfindende Seelen“, werden einmal angefangen. Hier heißt es (diese einzige, nicht die schlechteste, Probe genüge!):

Zwar betraten schon viele vor euch die rühmliche Bahne,
Die ihr zu betreten beginnt;
Ihre Namen wird einst die glückliche Aferwelt segnend
Nennen: nie verſieget ihr Ruhm;
Aber noch ſind ſie nicht alle verſchönert Teutoniens Wüſten,
Viele ſind noch ein ſchreckliches Neſt
Giftiger Schlangen; und weit umher verwüſtende Thiere
Hecken noch ungeſtört darin.
Aber wüthen ſollen nicht mehr da verheerende Thiere,
Dummheit und Aberglauben nicht mehr.
Schmeichelt ihn weg durch euren Geſang; ſie werden entſliehen;
Denn allmächtig iſt der Geſang.

Man ſieht, daß eine freie Richtung durchgebrochen war, aber an Geſchmack und dichterischer Durchbildung fehlte es durchaus. Die Namen der Dichter deckt eine wohlthätige Nacht, ja nicht einmal der „Muſen-Almanach“ ſelbſt findet ſich irgend erwähnt, wie auch die im folgenden angeführten und deren Dichter von Goedeke übergegangen ſind. Den Beſchluß des „Muſen-Almanachs“ macht unter der Ueberschrift „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Tod den Tyrannen!“ ein „Verzeichniß der von den Volksvertretern bei der Nord-, der Sambre- und Maasarmee feſtgeſetzten höchſten Preiſe der nothwendigſten Lebensmittel“. Das war die erſte dichterische Gabe der mit dem Segen der franzöſiſchen Befreier geweihten Stadt.

Etwas irgend Bedeutendes konnte auf dieſem Boden oder, wie die ubiſchen Dichter ſingen, auf dieſer „Bahne“ noch nicht gedeihen; die Literatur nahm darauf gar keine Rückſicht. Um ſo auffallender ſcheint es, daß die glückliche Nachbildung des erſten Buches von Kollenhagens Froſchmäuſler, der als „Der neue Froſchmäuſler. Heldengeſicht“ 1796 und im folgenden Jahre in zweiter Auflage erſchien, auch in Wielands „Merkur“ und von A. W. Schlegel in der „Literaturzeitung“ freundlich begrüßt wurde, den Namen Köln auf dem Titel trägt; aber die Sache klärt ſich einfach dadurch auf,

daß Köln nur der vorgebliche Verlagsort ist, wie im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert viele schlüpfrige Schriften unter dieser Angabe erschienen: das Buch kam in Lüneburg bei Herold und Wahlstab heraus.

Sechs Jahre nach jenem ersten Musenalmanach, zu einer Zeit, wo das Wehen des deutschen Geistes doch schon einen Umschwung bewirkt haben könnte, erschien bei Haas und Sohn Köln „Abiens Musentafel oder Kölnisches Taschenbuch auf das VII. Jahr der Republik 1799 des Uebrigen Europa“. In der dichterischen Widmung an die Vorgesetzten Kölns gesteht der Verleger, daß es in Köln noch nicht Tag sei, doch habe er der Sterne und hellen Nächte wegen seine Bahn betreten. Ein Beurtheiler dieser „fast bloß mit ungenießbaren Speisen besetzten Musentafel“ rieth dem Herausgeber, doch erst den hellen Tag abzuwarten. Wie viel höher als diese Spenden des kölnischen Geistes stand das in der Nähe erscheinende „Bergische Taschenbuch. Zur Belehrung und Unterhaltung“ des lutherischen Pfarrers Wilhelm Achenberg in Kronenberg bei Elberfeld, in welchem zuerst Arndt neben Kosegarten und Jacobi auftrat.*) Es waren vier Jahrgänge, die in den Jahren 1798 und 1800 bis 1802 zu Düsseldorf erschienen. Drei weitere Jahrgänge schlossen sich unter anderm Titel an.

„Aber war denn kein Wallraf da?“ hören wir uns entgegenrufen. Wir sind keineswegs Willens, dem von kölnischem Patriotismus in eine Weihrauchwolke gehüllten, um seine Vaterstadt so hoch verdienten Manne seine Bedeutung abzuspochen. Er besaß eine große Beweglichkeit, leichte Fassungskraft und lebendige Gewandtheit, und alle diese vortrefflichen Eigenschaften des Geistes wurden durch Herzlichkeit und warme Vaterlandsliebe zu rastloser Thätigkeit verbunden: aber ihm fehlten Ruhe, Tiefe und feiner Geschmack, den er auf Kölns damaligem Boden nicht erlangen konnte, und das Ankämpfen gegen die herrschende beschränkte Richtung gab ihm eine leidenschaftliche Raschheit, wie das Gefühl des Errungenen und der bevorzugten Stellung unter seinen Mitbürgern nur zu sehr seine

*) Vgl. Creelius in der „Zeitschrift des bergischen Geschichtsvereins“ VIII, 185—188. IX, 203—215.

Eitelkeit nährte. Ferdinand Franz Wallraf ward ein Jahr vor Goethe zu Köln geboren; sein Vater war ein bemittelter Meister der löblichen Schneiderkunst. Als Magister der freien Künste erhielt er schon 1769 eine Stelle am Montanergymnasium; er widmete sich aber daneben der Theologie. Bereits 1772 ward er zum Priester geweiht. Seine Stellung am Gymnasium war sehr untergeordnet, und nicht ohne Schmerz sah er sich in Folge der bestehenden Einrichtungen immer zurückgesetzt, aber das trieb ihn um so ernster, sich desto tüchtiger und umfassender heranzubilden. Wenn man behauptet, er habe sich damals durch seinen „Hymnus an die Natur“ einen Rang unter den vaterländischen Dichtern ersungen, so könnte sich dies bloß auf Köln beziehen. Die Literaturgeschichte weiß nichts von diesem Gedichte, dem man die Nachahmung Klopstocks ohne dessen Schwung und Kraft anfühlt. Im Jahre 1784 machte er in Begleitung des Vicedechanten des Domstiftes, eines Grafen von Dettingen-Baldern, einen längern Ausflug nach Süddeutschland. Der Auftrag des Senates, eine Umgestaltung der Gymnasien zu entwerfen, trug ihm nur fortdauernde Feindseligkeiten von diesen ein. Noch als Gymnasiallehrer trat er in die philosophische Fakultät der Universität, wo er mit Beifall über die Theorie des Geschmacks in den schönen Künsten und Wissenschaften las. 1786 erhielt er eine Professur der Naturgeschichte, Botanik und Aesthetik (seltsame Verbindung!) nebst der Aufsicht über den botanischen Garten und ward zugleich Kanonikus des hochadeligen Stiftes St. Marien im Kapitol. Damals dichtete er auf den Tag des heiligen Chrysostomus, der sonst in lateinischer Sprache gefeiert wurde, eine deutsche alkäische Ode, die für das damalige Köln bedeutend sein mochte, aber weder im Ausdrucke noch in der innern Form für gelungen gelten kann, vielmehr an Schwulst und Gezwungenheit leidet. In demselben Jahre ward Wallraf, der nicht genug umfassen konnte, Lizentiat, 1788 Doktor der Medizin, dann auch Doktor der Philosophie. Doch die Anfeindungen und Zurücksetzungen des rastlos Strebenden dauerten in seiner Vaterstadt fort; seine Berufung nach Bonn zerstückelte sich an der Höhe seiner Forderung. Mit einer umfangreichen numismatischen Arbeit legte er 1792 große Ehre ein, doch ward sie

nicht vollendet.*) Seine Freunde setzten es durch, daß die Universität ihn in dem unglücklichen Jahre, das die Franzosen ins Land brachte, zum Rektor erwählte—der erste Fall seit hundert Jahren, daß ein Rektor aus der medizinischen Fakultät durchgebracht wurde. Vier Jahre später wurde er abgesetzt, weil er sich weigerte, der französischen Republik den Eid der Treue zu schwören; er hatte unterdessen 1796 zur Belohnung seiner Verdienste ein Kanonikat an der Apostelkirche erhalten. Die Universität wurde noch vor dem Ablaufe desselben Jahres aufgehoben, in welchem Wallraf abgesetzt worden war. Dieser hatte sich in den letzten Jahren als Dichter weniger versucht; bekannt ist fast nur seine Ode auf Hardy in alkäischer Strophe, die keineswegs als mustergültig bezeichnet werden kann, sondern lahm und matt bei aller Ueberspannung bleibt. 1798 entschloß sich Wallraf zur Herausgabe des obengenannten „Kölnischen Taschenbuchs“ auf das nächste Jahr, dem ein „Taschenbuch der Uhier auf Achtzehnhundert“ folgte. Das erstere brachte von ihm manche Aufsätze und Gedichte, meist epigrammatische, unter seinem eigenem und angenommenen Namen. Das Titelbild hatte Wallrafs Schüler Joseph Hoffmann nach dessen Angabe entworfen: Neptun liegt links im Vordergrund, von Schilf umgeben, am Ufer des Rheins; rechts stehen fünf Musen; in der Ferne sieht man Köln; in der Luft schwebt ein Genius mit einer Fahne, auf der man „Nach Ubien!“ liest. Den neugewählten Titel suchte man, wohl Wallraf selbst, in einem sonderbaren Artikel des Intelligenzblattes der „Erlanger Literaturzeitung“ (1799, Nr. 25) zu vertheidigen. Vom „Taschenbuch der Uhier“, das mit 6 Blättern aus der Geschichte der Agrippina von Hoffmann geschmückt ist, hieß es in einer Beurtheilung der genannten Literaturzeitung, es enthalte außer dem so sonderbaren Titel nichts Auszeichnendes. Die Gedichte seien größtentheils gereimte Prosa, enthielten, der Kraftsprache ungeachtet, abgenutzte Ideen, herzlich schlecht vorgetragen; mehrere Dichter sollten vor allen Dingen Deutsch lernen,

*) Außer seiner „Beschreibung der Kölnischen Münzsammlung des Domherrn und Kurfürstlich-weltlichen Hofgerichts-Präsidenten von Merle“ in 8 erschienen später von ihm zwei Hefchen: „Verzeichniß Kurkölnischer Münzen, so gesucht werden“, und „Nachtrag einiger Kölnischen Münzen, so auch annoch verlangt werden“, beide in 4.

da es allenthalben von Provinzialismen wimmelte. Vor allem spottet der Beurtheiler mit Recht auf Wallrafs 128 Duodezseiten umfassende Abhandlung: „Agrippina, die Gemahlin des Claudius, die Stifterin Kölns“, die „im schwülftigen und kostbarsten Tone“ geschrieben sei; denn wir müssen gestehen, daß, obgleich auch hier die Lobpreisler Wallrafs es nicht an Bewunderung fehlen ließen, die Darstellung geschmacklos, überspannt und die geschichtliche Darstellung verfehlt ist. Wir gehen auf die drei unter dem Titel „Taschenbuch für Kunst und Laune“ erschienenen Jahrgänge 1801—1804 (1803 fiel aus), die auch Beiträge von Fremden, von Arndt, Tieck und andern, brachten, nicht näher ein; sie fanden besonders wegen ihrer in Nachahmung des „Bergischen Taschenbuchs“ gebrachten Kupfer und Beschreibungen von Wallraf bessere Aufnahme, konnten aber doch das Unternehmen nicht halten. Uns war es nur darum zu thun, den Zustand der Dichtung in Köln am Ende des vorigen Jahrhunderts zu bezeichnen.

Konnte auch keines der vielen gleichzeitigen Taschenbücher sich mit dem Schillerschen messen hoch standen sie doch über den „Ubiern“. Auch wagte keiner der kölnischen Dichter Schillers Musenalmanach mit seinen Spenden zu behelligen; vom Niederrhein überhaupt sandte nur Joseph Vassaultz aus Koblenz Gedichte ein. Und doch erhielt Schiller auch eine dichterische Gabe aus Köln. Die mehrgenannte Buchhandlung von Haas und Sohn schickte ihm am 21. April 1798 im Auftrage des Dichters, des Bürgers und Oerrichters Zumbach in Köln, dessen Schauspiel „Die Pullichhi auf Malabar“. Natürlich antwortete Schiller nicht, da der kölnische Dichter „durch eine Berufsreise verhindert worden, zur Bezeigung seiner großen Hochachtung und Verehrung“ ihm selbst sein Musenwerk mit einigen Zeilen zu übersenden. Freilich, wären die verbündeten Dichter nicht ganz von ihrer hohen Aufgabe erfüllt gewesen, hätten sie politischen Betrachtungen Raum geben können, und wären nicht die dichterischen Kalender damals so sehr ins Kraut geschossen, daß man ihnen nicht ein „Singe, wem Gesang gegeben!“ zurufen durfte, sondern ernste Kritiker dem mit diesem Menschenrechte getriebenen Unfuge zu steuern sich veranlaßt sahen, so hätten sie auch das schwache Fortglimmen deutschen Geistes in den Frankreich anheimgefallenen und im lune-

viller Frieden aufs neue preisgegebenen Landen mit freudiger Anerkennung begrüßen müssen; denn auf diesem Boden konnte zunächst keine echte und rechte deutsche Dichtung erstehen.

Ein Glück für das geistige Köln war die Aufhebung seiner düstern Universität; denn die Strebenden waren dadurch genöthigt, sich, wenn nicht nach Paris, nach dem damaligen deutschen Auslande zu wenden. Dadurch gewann die heranwachsende Jugend einen freieren Blick, da sie von dem Wehen vaterländischen Geistes an den freien deutschen Bildungsstätten ergriffen wurde, von denen in den letzten Jahren des vorigen und in den ersten des jetzigen Jahrhunderts besonders Jena anzog. So wurden junge Kölner mit Goethe und Schiller näher bekannt, aber auch mit der sich schon erhebenden und ihnen sympathischen romantischen Schule. Diese ersten Geisteskeime entzogen sich freilich zunächst der Beobachtung der entfernten weimariischen Dioskuren; sie vernahmen kaum etwas von Köln, wenn ihnen nicht etwa zufällig bekannt wurde, daß man einem ihrer Werke die Ehre des Nachdrucks erwies, wie diese z. B. Goethes „Hermann und Dorothea“ im Jahre 1801 zu Theil ward.

Nicht die Dichtung und Literatur, sondern die Kunst sollte Goethes Verbindung mit Köln vermitteln. Der damals sechsunddreißigjährige Kölner Joseph Hoffmann*), der sich in Düsseldorf und Paris ausgebildet hatte, erhielt im Jahre 1800 bei der zweiten weimariischen Preisauschreibung den von Goethe für den Tod des Rhesus ausgesetzten Preis. Seine mit schwarzer Kreide und Tusche auf grau Papier gemachte Zeichnung war, wie die Beurtheilung rühmte, aus einem vollständig aufgefaßten geistreichen Begriff und Besitz der Rubensischen Kunst entstanden. „Möge Herr Hoffmann“, äußerte Goethe nach einer ausführlichen Beurtheilung, „auf dem Wege, den er eingeschlagen und der seinen Talenten gewiß der angemessenste ist, fröhlich immer weiter fortschreiten und möge ihm die Aufmunterung und Belohnung nie fehlen, deren sich seine Kunst so werth bewiesen.“ Auch Schiller sprach sich in dem Briefe „an den Herausgeber der ‚Propyläen‘“ mit warmem Beifall über Hoffmanns Zeichnung aus, bei der man den heitern Einfluß einer phantasie-

*) Vgl. über ihn Merlo in seinem Werke über die kölnischen Maler, neuerdings in der „Allgemeinen deutschen Biographie“.

reichen Kunst erfahre; nach Kunstideen sei alles gewählt und geordnet, nichts einzelnes sei der gewöhnlichen Wirklichkeit abgeborgt; alles repräsentire und habe nur Dasein für den Gedanken und durch denselben. Wie hoch mußte dieses von den beiden großen Dichtern ausgestellte Ehrendiplom den Künstler heben, dessen Name bisher außerhalb Kölns Ringmauern noch nicht erschollen war, und wie sehr mußten sich seine kölnner Freunde dadurch geehrt fühlen, unter denen Wallraf sich eines großen Einflusses auf ihn, besonders durch seine Ideen und die ihm vorgeschlagenen Stoffe, rühmen zu dürfen glaubte, ohne zu bedenken, daß der Künstler das meiste seiner Natur, seiner Kunstübung und seinen Meistern, nicht der Belehrung eines Aesthetikers verdankt. Und die Wallrafs war eine sehr oberflächliche, wenn auch seine Beschreibungen von Gemälden Unkundigen gefallen mochten. Freilich sprach er viel von der „höhern Philosophie der Kunst“ und erging sich z. B. sehr weit über „die Wahl der Momente“ wie er es nannte, aber man halte seine „Ergießungen“ gegen die reine Klarheit in Goethes „Propyläen“, und man erkennt bald, daß hier mehr Gerede in der Weise, wie sie die damaligen, freilich geistreichern Schriften Wackenroders und Tiecks aufgebracht hatten, als wirkliche Erfassung des Wesens der Kunst sich findet. Wie wenig Wallraf auch die hehre Dichtergröße, tiefe Kunst- und Naturanschauung Goethes, dessen Heidenthum ihn abstieß, zu erfassen vermochte, die ungemein ehrenvolle Anerkennung eines kölnner Künstlers, den er seinen Schüler nannte, von einem der ruhmreichsten Namen Deutschlands mußte seinem Herzen wohlthun. Und Goethe hatte nicht allein das Verdienst der gekrönten Künstler (der längst bekannte ausgezeichnete Professor Nahl in Kassel hatte zwei Drittel des Preises für Hectors Abschied erhalten) ruhmvoll anerkannt, er hatte wohl etwas zu partiisch für den kölnischen Künstler, entschieden betont, daß sie in dem Wissenschaftlichen der Kunst sich so brav und unterrichtet gezeigt, daß sie mit den besten Künstlern der Völker, die sich jetzt darin den größten Ruhm anmaßten, wohl zu vergleichen seien, ja mehr als diese geleistet hätten, und er hatte so der deutschen Kunst auch in dem augenblicklich den Franzosen verfallenen Lande den Ehrenkranz gereicht. Goethe trat mit Hoffmann auch in briefliche

Verbindung, und so machte er in demselben Hefte der „Propyläen“, welches das Ergebniß der Preisbewerbung enthielt, die Mittheilung: „In Köln ist uns durch Herrn Joseph Hoffmann das Fortleben einer alten Schule bekannt geworden. Wir hoffen künftig mehr von den dortigen Verhältnissen zu sagen.“ Dies unterblieb freilich, weil die Zeitschrift in Folge der Ungunst der Künstler und Kunstfreunde mit demselben Hefte erging. In den 1807 und 1808 als Extrabeilage zur „Jenaischen Literaturzeitung“ im Namen der weimarischen Kunstfreunde erschienenen „Unterhaltungen über Gegenstände der bildenden Kunst“ ist von Köln nicht mehr die Rede. Aber die weimarischen Preisaufgaben dauerten bis 1805 fort. Hoffmann theilte sich auch im Jahre 1801 mit Nahl in den Preis; er hatte den Achilles auf Skyros auf grau Papier mit Tusche und mehreren Arten Kreide gezeichnet. Alles an dieser reichen Komposition sei Leben und Fülle, lautete das Urtheil; die Anordnung in Hinsicht auf malerische Erfordernisse könne man vortrefflich nennen; der Vertheilung von Licht und Schatten habe Hoffmann von allen Künstlern am geschicktesten sich bedient und dadurch seinem Werke einen wesentlichen Vorzug verschafft. Je ernstlicher man dieses betrachte, desto mehr nehme man Verstand, Ueberlegung und Talent des Künstlers wahr, der hier seinem natürlichen Gange zum Vollen, Reichen, Glänzenden gefolgt sei. Zwei Jahre mußte sich Hoffmann zu Goethes Bedauern von der Bewerbung zurückhalten. 1804 wurde zwar keiner der Einsendungen der Preis zuerkannt, aber Hoffmanns Zeichnung einer Ueberschwemmung ward mit Auszeichnung erwähnt. Im folgenden Jahre erhielt er mit seinem den Stall des Augias reinigenden Herkules als einziger Sieger unter sechszehn Bewerbern den Doppelpreis. Goethe hatte erklärt, das Bild würde Rubens selbst Ehre gemacht haben. Dies war die letzte jener Preisaufgaben, durch welche der Dichter die deutsche Malerei zu fördern gesucht hatte; die romantisch religiöse Richtung der Kunst hatte über seine auf geistige Reinheit und sinnliche Formvollendung dringende Lehre und Mahnung den Sieg davon getragen. Diana, die sich in einer Waldlandschaft zu den Nymphen herabläßt, malte Hoffmann auf Goethes Empfehlung für die Herzogin von Weimar, in deren Salon das Bild in die Decke eingelassen wurde. Andere schreiben das

Gemälde irrig H. Meyer zu. Die Verbindung Hoffmanns mit Goethe brach wohl in Folge der neuen romantischen Richtung der Kunst ab, welche dem Dichter die Lust, weiter auf Künstler zu wirken, verleidete; Hoffmann selbst kränkelte längere Zeit. Auch noch später scheint er mit besonderer Vorliebe antike Stoffe gewählt zu haben, wenn er auch andern Aufträgen, so der Ausschmückung von Zimmern mit Arabesken in Falkenlust, der Bemalung einer Hauskapelle und architektonischen Zeichnungen, sich nicht entziehen konnte.

In Köln hatte unterdessen einer der Führer der romantischen Schule, Friedrich Schlegel, festen Fuß gefaßt. Ein mit Kunststudien beschäftigter junger Kölner, aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie, Sulpiz Boisserée, hatte im Jahre 1803 zu Paris in Schlegels Hause gewohnt und Vorlesungen bei ihm gehört. Als er im Frühjahr 1804 nach Köln zurückkehrte, lud er ihn ein, ihm in seine Vaterstadt zu folgen, wo sich bald an der neuen Secundärschule zweiten Grades eine, wenn auch nicht allen seinen Wünschen entsprechende Stelle fand; er erhielt die zweite Professur der schönen Wissenschaften neben Wallraf, der die erste bekleidete. Es war damals gerade die Zeit, wo nach Aufhebung der Stifter und Klöster eine Menge der bisher verborgen gehaltenen trefflichsten Gemälde zum Vorschein kam, für deren Erwerbung und Rettung sich außer Wallraf und dem Kaufmann Lyversberg besonders die Gebrüder Boisserée mit ihrem Freunde Bertram thätig zeigten. Bald entstand eine große Begeisterung für die mittelalterliche, so lange verachtete Kunst, an welcher sich Schlegel auf das lebhafteste betheiligte, der immer inniger zum mittelalterlichen Wesen, zu seinem Glauben und seiner Mystik hinneigte, und von dem einst vergötterten Goethe (Schiller war ihm immer zuwider gewesen) um so entschiedener abfiel. Je mehr Einfluß er in Köln gewann, um so schärfer mußte er die Stimmung gegen Goethe, den alten, kalten Heiden, reizen, dessen Ansehen schon unter der Begeisterung für den ihm eng verbündeten, frühe heimgegangenen Freund Schiller zu leiden begonnen, zu Köln nie in besonderer Blüthe gestanden hatte. In der „Europa“ trat Schlegel als Lobpreiser der kölnischen Kunst auf, die eine eigene Schule gebildet, reicher und umfassender, als vielleicht je eine

im südlichen Deutschland gewesen. Hier finde man Bilder, die man den besten Holbeins an die Seite setzen könne, andere in Dürers, andere in Eycks Art, auch viele, die weit älter seien als diese drei großartigen Stammväter der deutschen Kunst und die zum Theil das Beste derselben vereinigten. Und von dem mystisch angewekten Lobredner hörte man bald, daß er nebst seiner Frau vor seiner Abreise nach Wien zum katholischen Glauben übergegangen sei. Das Posaunenlob der neu entdeckten kölnischen Schule, die Luft des stark katholischen Köln, der Uebertritt und die Reise nach der Kaiserstadt Wien, es war eine schöne Illustration des neuen Friedrich Schlegel. Und der Neubekehrte besuchte auf der Reise den alten Heiden in Weimar, gegen den er sich weit über die Vorzüge der alten kölnischen Malerei erging, von der eine große Zahl vortrefflicher Werke neuerdings aufgefunden und durch kundige Liebhaber vom Untergange gerettet worden. Schlegel bildete sich ein, seine Darstellung habe großen Eindruck auf Goethe gemacht, ja er nahm seine Zusage, den ihm in Aussicht gestellten Zeichnungen altdeutscher Gemälde ernste Betrachtung zu widmen, für eine Art Einlenkung auf seinen neuen Standpunkt; nach dem, was er neuerdings unter dem Namen der weimariſchen Kunstfreunde in der „Jenaischen Literaturzeitung“ über Albrecht Dürers christlich-mythologische Handzeichnungen geäußert, sei er gewissermaßen schon bekehrt. Also auf Befehung und Ausnuzung des ruhmreichen ersten Dichters hatte es Schlegel abgesehen, der bereits durch seine Jünger, wie Aſt, hatte verkünden lassen, er selbst werde der Vollender der deutschen Dichtung werden. Schlegel regte den jungen Kölner auf, Goethes Einfluß für sein Domwerk und seine Gemäldeſammlung zu benutzen.

Auf eigenthümliche Weise wurde Goethe im September 1809 an Köln erinnert, da ihm Bettina, die im vorigen Jahre mit einer Geſellſchaft von Verwandten und Freunden lustige Tage in der heiligen Stadt verlebt hatte, eine von Rumohr hingeworfene Skizze des Anblicks der Stadt überſandte. Er antwortete: der Freund, der die Bignette gezeichnet, wisse, was er wolle, und verstehe mit Feder und Pinſel zu hantiren; das Bildchen habe ihm einen freundlichen guten Abend geboten. Sulpiz Boisserée bewirkte es, daß das herrliche, aus der Rathskapelle von Wallraf gerettete Bild der Schutz-

heiligen Kölns schon am Sonntage nach Dreikönigen des Jahres 1810 wiederhergestellt in einer Kapelle des Domes prangte. Die Hauptzeichnungen des Domes lagen bald vollendet vor, und schon am 31. März zogen die Gebrüder Boisserée und Bertram in Heidelberg ein, das sie zunächst zum Sitze ihrer Sammlung bestimmt hatten. In ihrer jetzt zum Kaiserreiche Frankreich gehörenden Heimat, wo sie sich auch wohl durch Waltraf, der einen ihnen nicht behaglichen Ton anschlug und auf ihre neu gewonnene Ansicht nicht eingehen wollte, nicht wenig gedrückt fühlten, fanden sie nicht den Boden, auf welchem ihre deutsche Sammlung allgemein zugänglich werden könnte, auch für sie selbst kein Bildungselement, das sie trage und hebe. Da sie nicht zu weit vom heimischen Strome sich entfernen, in der Nähe Kölns und der Niederlande bleiben wollten, welcher andere Ort hätte ihren Wünschen besser entsprechen können als das schöne Heidelberg, wo damals so viele frischstrebende Geister zusammentrafen! Freilich nahmen es ihnen ihre Landsleute sehr übel, daß sie allmählich ihre ganze, zum Theil in Köln erworbene und die kölnische Malerschule ins schönste Licht setzende Sammlung fortschafften, aber ihr Zweck war ja nur, die Ehre der heimischen Kunst der Welt zu offenbaren, was sie in Köln nicht vermochten. Zu diesem Zwecke, der allerdings auch ein persönlicher geworden, da er den Mittelpunkt ihres Daseins bildete, galt es nun auch, den alten Heiden in Weimar zu gewinnen, wozu freilich der mit gerechtem Mißtrauen von Goethe beobachtete Fr. Schlegel ein schlechter Mittelsmann gewesen. Einen bessern fand Sulpiz in dem innig befreundeten Grafen von Reinhard, mit dem er auch das Gut auf dem Apollinarisberge gekauft hatte; denn dieser stand mit Goethe auf bestem Fuße.

Gleich nach Boisserées Uebersiedelung machte Reinhard den Dichter mit dem Plane seines jungen, jetzt in Heidelberg lebenden kölnischen Freundes bekannt, welcher halb Mäcen, halb Jünger und Schüler Fr. Schlegels und Besitzer einer sehr merkwürdigen Sammlung altdeutscher Gemälde sei, die er vom Untergange errettet habe: dieser, der eine Beschreibung des Domes und seiner Alterthümer nebst der Baugeschichte der Kirche herausgeben wolle, wünsche ihm die vollendeten Zeichnungen vorzulegen und seine Bekanntschaft ent-

weder bei der Ueberbringung oder beim Abholen derselben zu machen. Goethe erwiderte freundlich, Reinhardts Empfehlung und Einleitung solle dem jungen Freunde, mit dem er freilich als einem Schüler Fr. Schlegels sich schwer vereinigen werde, den besten Empfang vorbereiten, ja er solle auch in Punkten, die ihm sonst feindselig seien, mehr Geduld und Nachsicht finden, als er sonst zu üben pflege. Boissierées ganze Seele trieb es, das, was ihn so mächtig ergriffen hatte, von dem ersten der lebenden Dichter, der, wenn er auch jetzt die griechische Kunst über alles stelle, doch in seiner Jugend als Herold des straßburger Münsters und der vaterländischen Baukunst aufgetreten war, anerkannt zu sehen. Und so sandte er diesem schon am 8. Mai sechs Zeichnungen des Domes, der vorzüglich wegen der hohen Einheit, die durchgehends in der Fülle der Gestaltung herrsche, weit über allem stiehe, was er bisher von gothischer Baukunst gesehen; daß Goethe schon in Köln gewesen, wußte er nicht. Er machte ihn mit seinem Plane bekannt, durch eine vollständige Reihe von Abbildungen die Geschichte der Baukunst vom Verfall der antiken bis zur Entstehung der deutschen im dreizehnten Jahrhundert zu veranschaulichen; auch gedachte er seiner Entdeckung einer bis zur Zeit Johann van Eycks fortlaufenden, durchaus die Spur griechischer Bildung verrathenden Art der Malerei, wie man sie vor Raphael beschreibe. Oft hat man Goethe vorgeworfen, daß er alles Neue eigensinnig von sich gewiesen, während der alte Dichter auch gerade darin so groß ist, daß er alle gesunden Richtungen und selbst in überspannten dasjenige, was darin gesund war, bereitwilligst förderte, nur von phantastischen Lobpreisungen, denen der Stempel tüchtiger Kenntniß fehlte, wollte er nichts wissen. So war es ihm denn nicht zu verdenken, wenn er selbst Schlegels Preis altkölnischer Kunst mit einigem Argwohn ansah; hatte er ja die wunderlichen Wendungen Fr. Schlegels beobachtet, dem es bei allem nicht auf die Sache, sondern nur auf seine geistige Herrschaft anzukommen schien. Die Mittheilungen des jungen Kölners, den Reinhard ihm als einen rechtlichen und gutmüthigen Menschen empfahlen, ließen ihn in diesem eine frische, tüchtige Natur erkennen, der es um lebendiges Eindringen und Aneignen zu thun war, wenn ihm auch Schlegels Einfluß immer bedenklich schien und er an

patriotische Uebertreibung dachte. Goethe lud ihn zu einem Besuch auf Michael ein, und verwies ihn wegen seiner Beurtheilung auf einen Brief an Reinhard. Diesem gegenüber sprach er das große Verdienst der übersendeten Zeichnungen aus, die zu den interessantesten gehörten, welche ihm seit langer Zeit in architektonischer Hinsicht vorgekommen. Aber er verhehlte nicht, daß ihm der deutsche Patriotismus wunderbar vorkomme, der eine offenbar sarazenische Pflanze gern als auf deutschem Boden entsprossen darstellen möchte, wie er ja selbst früher eine solche Abgötterei mit dem straßburger Münster getrieben, dessen Fagade er noch immer für größer halte als die des kölnner Domes. Im Grunde sei das ganze Wesen doch nur eine Art Raupen- und Puppenzustand, wie er bis zu Michel Angelo geherrscht. „Ich verarge es indessen unsern jungen Leuten nicht“, schrieb er an Reinhard, „daß sie bei dieser mittlern Epoche verweilen; ich sehe sogar dieses Phänomen als nothwendig an und enthalte mich aller pragmatischen Betrachtungen und aller welthistorischen Weissagungen.“ Reinhard unterdrückte bei der Mittheilung an Boissière die scharfen Stellen, nur was Goethe von seiner eigenen Abgötterei und von der straßburger Fagade gesagt, verhehlte er ihm nicht. Dieser aber glaubte Goethe schon so ganz für sich gewonnen zu haben, daß er ihn durch Reinhard bitten ließ, sein Unternehmen im „Morgenblatte“, in welches Goethe manche Beiträge lieferte, zu erwähnen; nur möge er dabei nicht verrathen, daß er der straßburger Fagade den Vorzug gebe. Reinhard theilte dem Dichter den Wunsch des Freundes mit, den er freilich nicht befürworten konnte; nur möge er gestatten, daß dieser von seinem Urtheil Gebrauch mache, nachdem er ihm die Täuschung benommen, als ob Goethe jetzt die Sache mit seinen Augen anschau. Dieser sah klar, wie es damit stehe; es gehe ihm mit dem kölnner, wie er es schon bei andern jungen Leuten erfahren. „Einfluß gestehen sie uns, Einsicht trauen sie sich zu, und den erstern zu Gunsten der letztern zu nutzen ist eigentlich ihre stille Absicht. Ein wahres Zutrauen ist nicht in der Sache. Ich nehme es ihnen nicht übel, aber ich mag mich weder gutmüthig selbst betrügen, noch fremde Zwecke gegen meine Ueberzeugung befördern.“ Boissière kam nicht, weil er sich verstimmt fühlte, und Goethe war froh, von einem Ver-

hältnisse frei zu sein, aus dem, wie er meinte, doch nichts werden könne, ja es war ihm ganz recht, als er vernahm, die Besitzer der heidelberger Sammlung würden, ohne Weimar zu berühren, nach Wien ziehen. Doch wider Erwarten wandte sich Voisserée am 24. November, durch Reinhardts Vermittlung, mit der Bitte an Goethe ihn im nächsten März in Weimar besuchen zu dürfen. In demselben Jahre, in welchem der junge Kölner in Bezug auf altdeutsche Kunst mit Goethe angeknüpft hatte, fragte Staatsrath Portalis aus Paris bei diesem an, ob es mit seiner Bewilligung geschehe, daß ein Buchhändler in Köln seine „Wahlverwandtschaften“ nachdrucke. Der Dichter, den diese Achtung literarischen Eigenthums von Seiten der französischen Regierung erfreute, verwies die Sache an den Verleger.

Voisserée kam wirklich Anfangs Mai 1811 nach Weimar, wo er bei Goethe und am Hofe (der Erbprinz hatte im vorigen Jahre die heidelberger Sammlung besucht) die freundlichste Aufnahme fand. Der Dichter, der in Voisserée bald eine bedeutende Natur und einen in seiner Sache gründlich bewanderten Geist erkannte, zeigte sich hier viel reiner als dieser, der die milde Zurückhaltung und freudige Anerkennung des Geleisteten für ein Zeichen völliger Zustimmung hielt und über die gelungene Befehung jubelte, während dieser das, was sie trennte, auf sich beruhen ließ, weil ihn Voisserées frische, durch Bildung gehobene rheinische Natur anzog, er seine ganze Behandlungsart billigen mußte, und sich freute, durch dessen Mittheilungen seine Kenntnisse zu vermehren und eine für ihn verblichene Seite der Vergangenheit wieder aufzufrischen. In der Kölner Dom erhob sich neu für ihn, er blieb ihm nicht mehr ein dunkles Bild, ein bloßer Name, er ward ihm ein anschaulicher Begriff. Und wie bei edlen, uneigennütigen Menschen eine lebendige gemeinsame Theilnahme auch die Herzen einander nähert, so erwuchs bei Goethe aus dieser Verbindung herzliche Freundschaft, welche auch den als gewandter Diplomat ihm genahnten jungen Kölner allmählich ganz hinriß. Gern ging der Dichter darauf ein, seines Domwerkes anerkennend zu gedenken, nur könne er dies nicht in einem der Tageblätter thun (zur bloßen Empfehlung mit dem Stempel seines Namens mochte er sich nicht hergeben, er wollte ihm auf

förderlichere Weise dienen); er müsse eine passende Gelegenheit erwarten, die er auch bereits im Sinne hatte. Von Köln aus lud Boissierée ihn zu einem Herbstbesuche des Rheines und seiner Vaterstadt um so dringender ein, als er selbst in den nächsten Jahren von derselben fern gehalten werden dürfte. Leider konnte Goethe, der sich noch immer nicht zu dem jetzt französischen Rheine hingezogen fühlte, auf die freundliche Einladung nicht eingehen. Im folgenden April mußte Boissierée ihm den Tod des talentvollen Joseph Hoffmann im Namen der Familie anzeigen. Der Sarg des einem Nervenfieber frühe zum Opfer gefallenen Künstlers war mit Goethes Preisurtheilungen und dem Malerstocke von Rubens, als dessen vorzüglichem Nachfolger ihn Goethe gepriesen hatte, von Wallraf geschmückt worden, der die würdigste Trauerfeier seines geliebten Schülers ins Werk gesetzt hatte. Alles, was zu seiner Ehre geschehen, äußerte Boissierée, erinnere an die besten Zeiten des Edelmuthes und des Gemeingeistes. Noch vor Ablauf des Jahres erfreute Goethe den Freund durch die höchst ehrenvolle Anerkennung seiner Bestrebungen im zweiten Bande von „Wahrheit und Dichtung“; die Erwähnung seines eigenen, dem Baumeister des Straßburger Münsters gewidmeten patriotischen Aufsatzes hatte ihm dazu die Gelegenheit geboten. Mit Zufriedenheit sehe er, hieß es hier, wie man nicht allein das von unsern Vorvordern Geleistete zu schätzen wisse, sondern sogar aus vorhandenen Anfängen die erste Absicht bildlich darzustellen suche, um uns mit dem Gedanken, der doch das Erste und Letzte alles Vornehmens bleibe, bekannt zu machen und eine verworren scheinende Vergangenheit mit besonnenem Ernst aufzuklären und zu beleben. Nach namentlicher Erwähnung des boissieréeschen Unternehmens sprach er den Wunsch aus, daß alle, welche Kraft, Vermögen und Einfluß hätten, dasselbe gebührend fördern möchten, damit die große und riesenartige Gesinnung unserer Vorfahren zur Anschauung gelange. Die hieraus entspringende Einsicht werde nicht unfruchtbar bleiben, sondern das Urtheil einmal im Stande sein, sich mit Gerechtigkeit an jenen Werken zu üben, was auf das gründlichste geschehen werde, wenn sein thätiger junger Freund die Geschichte der Baukunst unserer Mittelzeit bis ins einzelne verfolge. So war hier der mittelalter-

lichen Kunst, die in Köln ihre edelsten Reste hinterlassen, in uner-
kennendster Weise gedacht, ohne der schwärmerischen Ueberschwäng-
lichkeit das Wort zu reden. Auf Boissierées Vaterstand war Goethe
in demselben Jahre wieder hingewiesen worden durch die Erzählung
„Ein Gang durch Köln“ von seiner jüngern, jetzt gleichfalls in
Heidelberg wohnenden Freundin Frau Amalie von Hellwig, einer
geborenen von Imhoff, deren Talente für Dichtung und Malerei
er von frühe an mit Antheil begleitet hatte, in ihrem „Taschenbuch
der Sagen und Legenden“. An Reinhard schrieb er bald darauf:
„Ein Enthusiasmus für einen speziellen Gegenstand findet sich sehr
selten ohne Zuthat von etwas Grimassenhaftem, wovon jedoch Sulpiz
durch einen reinen frommen Sinn, eine wahre Kenntniß und über-
haupt eine höhere Kultur geschützt wird.“ So war Goethe einer
liebervollen Würdigung von Kölns hehrstem Denkmal gewonnen
worden. Und schon hatte den neuen Timur an der Beresina der
Schlag getroffen, dessen Wirkung unter den schrecklichsten Ver-
heerungen Deutschland vom fremden Joch befreien, den schmach-
vollen Rheinbund beseitigen, das linke Rheinufer seinem Volke
zurückstellen und jedes deutsche Herz wieder frei aufathmen lassen
sollte.

III.

Es war eine der glücklichsten Fügungen für das Leben und
Wirken des Altmeisters unserer neuern Dichtung, daß die sein
höheres Lebensalter beglückende Befreiung des Vaterlandes einen
frischen Schwung seinem Geiste geben, ihn „Chifers Quell ver-
jüngen“ sollte. Zwar war er gerade am Anfang des Jahres, an
dessen erstem Tage Marschall Borwärtz bei Raub über den Rhein
setzte, körperlich leidend und zugleich durch den ihm nothwendigen,
aber der Stimmung der Zeit, welche fast alle rüstigen Männer in
den Kampf trieb, widerstreitenden Entschluß, seinen als Freiwilliger
eingetretenen Sohn dem Krieg zu entziehen, in leidenschaftliche
Spannung gesetzt; zwar konnte er sich noch immer nicht zu dem
Glauben erheben, daß die Einigkeit der Verbündeten vorhalten und

den Gewaltigen in seinem eigenen Lande niederwerfen werde: aber doch durchzuckte ihn oft die frohe Ahnung, daß er noch die völlige Vernichtung der Fremdherrschaft, die auch seinem Herzog den traurigsten Zwang auferlegt hatte, erleben und thätiger Zeuge der Wiedergeburt des deutschen Volkes sein werde. Schon am 17. Januar schrieb er an den vor sieben Jahren aus Düsseldorf nach München als Direktor der Akademie der Künste berufenen Maler Langer: „Nun scheint es, daß ein neues Jahr die Deutschen wieder aufordern wolle, sich mehr, als bisher geschehen, einander mitzutheilen und sich zu gemeinsamen Zwecken zu vereinigen. Dieses wird gegenwärtig die dringende Pflicht derer, welche zu Hause bleiben, da der größte Theil unserer Jugend mit löblichem Eifer in das Feld strömt und nicht daran denken kann, wie der Herd erhalten sein will, an welchen sie doch dereinst zurückzukehren hoffen.“ Drei Tage vorher war Köln auf immer von den französischen Truppen verlassen worden, obgleich Sebastiani mit dem stolzen Worte: *Adieu jusqu'à la belle saison!* sich verabschiedet hatte. Bereits Mitte Februar äußerte Goethe gegen Boissierée, der trotz der bösen Zuflüsterungen der Gattin von Friedrich Schlegel die Sehnsucht nach einer engeren Verbindung geäußert hatte, es gehöre zu seinen liebsten Wünschen, wenn er auch an der Gewährung zweifle, in diesem Jahre die Bäder am Rhein, seine dortigen Freunde und die Sammlung der drei verbündeten Kölner in Heidelberg zu besuchen. Dieser unterließ nicht ihm sein Verlangen kundzugeben, daß bei der zu erwartenden Wiederherstellung des Vaterlandes ihre Sammlung am Rheine, am erwünschtesten in seiner Vaterstadt, ein Unterkommen finden möchte, wobei ihm freilich nicht entging, daß eben die dortige Ansiedelung die meisten Schwierigkeiten haben dürfte. „Die Stadt mit ihren Bewohnern und Anstalten“, äußerte er, „ist einer sonst blühenden verschütteten Kolonie zu vergleichen, die unter einem glücklich gewölbten Bergsturz ihr Leben in der Vergessenheit kümmerlich fortgeführt und mit der übrigen Welt höchstens durch tiefe Schachte noch einigen Zusammenhang behalten hat. Es käme nur auf das Glück an, daß sie einem wohlmeinenden Fürsten zu Theil würde, der brave, sachkundige Bergleute kommen und den guten Schlag Menschen mit den vielen unschätzbaren Trümmern alter

trefflicher Anstalten und Einrichtungen zu neuer Belebung und Herstellung wieder ans Licht fördern ließe. Dabei könnten wir dann freilich nicht allein für Kunst und Wissenschaft, sondern bei unserer vielfachen Erfahrung und Kenntniß der Personen und Verhältnisse auch noch sonst in manchen Stücken mit Rath und That an die Hand gehen.“ Doch sah er wohl voraus, wie schwierig in seiner Vaterstadt ihre Stellung neben dem phantastischen Wallraf sein würde, der auf seinen langjährigen, weit eingreifenden Einfluß so eifersüchtig sein mußte. Boisseree wußte, wie sehr es dessen Kunstkenntniß an aller Gründlichkeit fehle und seine warme Liebe zur Vaterstadt ihn verblende, was sich auch in seiner Verehrung der Stadtgründerin Agrippina verrieth, die Boisseree zu dem Scherz veranlaßte, Wallraf müsse wohl schon einmal zu ihrer Zeit gelebt und sich so lebhaft in sie verliebt haben, daß während der sechs- zehnhundertjährigen Wanderungen seiner Seele dieser Trieb in ihr noch nicht ausgestorben sei.

Die endlich am 9. April zu Weimar anlangende Kunde der Einnahme von Paris befreite den noch immer leidenden Dichter von einem langen Alpdrucke, doch hielt ihn die Neugestaltung des Vaterlandes noch in besorgter Spannung. Gleich darauf erschien der wegen der bewegten Zeit vom Verleger zurückgehaltene dritte Theil von „Wahrheit und Dichtung“, in welchem Goethe ohne der Schattenseiten Kölns zu gedenken, die dort vor gerade vierzig Jahren mit Jacobi verlebten seligen Tage darstellte, besonders des mächtigen Eindruckes des Domes und des noch ergreifendern des Sabachischen Familiengemäldes erwähnte, und wiederum der Bemühungen Boisserees, gerade nicht zur besonderen Freude seiner Landsleute, die dem Entführer der herrlichen, von den Brüdern hier gesammelten Schätze grollten, mit warmer Anerkennung gedachte. Noch am 12. Mai erwiderte er auf Boisserees herzliche Einladung, endlich wieder den frei gewordenen Rhein und die alte Heimat zu besuchen, bisher wisse er nicht, was es diesen Sommer mit ihm werde. Da dieser gemeldet hatte, er werde nach Köln reisen, bat er ihn, dort gelegentlich kleine römische Alterthümer von Erz oder Thon für ihn zu erwerben, wodurch er eine unschuldige Liebhaberei befördern werde. Boisseree wandte sich deshalb an

Wallraf, der dem Wunsche des Dichters vollauf entsprach, wie wir aus dem Dankbriefe Boissierées an denselben ersehen: „Sie sind, werther, verehrter Freund, so freigebig gewesen, daß ich Goethe gewiß große Freude mit Ihrem Geschenk machen werde, und ich Ihnen unbeschadet die zwei großen Krüge zurückschicken darf, die mich beim Packen hindern und die zu schön sind, als daß ich sie der Gefahr des Zerbrechens aussetzen möchte.“*) Auch den sehr gewünschten losen Krystall vom Drachensfels, diesen „angeboteten Urfels“, verschaffte Goethe sich durch Wallrafs Vermittlung.

Von frischem Lebensmuth und Sangesdrang erfüllt, eilte der Dichter, der eben in einem Festspiele für Berlin, nicht ohne das Geständniß, daß sein Mißtrauen glänzend beschämt worden, des Vaterlandes Befreiung von dem mächtigen Eroberer gefeiert hatte, den wiesbadener Heilquellen zu. Auf seinen Aufenthalt daselbst können wir hier nicht näher eingehen. Von dort aus machten er und Zelter das zum erstenmal seit Deutschlands Befreiung jubelnd gefeierte Rochusfest in gehobener, echtvolkstümlicher Weise mit. Vor sechs Jahren hatte Bettine ihm geschrieben: „Warst du schon auf dem Rochusberge? Er hat in der Ferne eine sonderbare Gestalt (wie soll ich es dir beschreiben?), so als wenn man ihn gern befühlen, streicheln möchte“; sie hatte ihm den Blick von der Kapelle so wundervoll geschildert, aber auch den traurigen Verfall des Kirchleins: jetzt sollte er an der auf eine neue Zeit des Friedens deutenden Feier der Herstellung gemüthlichen Antheil nehmen.**)

Zelter reiste von Wiesbaden den Rhein herab. In Köln ließ er sich sogleich durch den Maler Fuchs zu Boissierée führen, wo er dessen sämtliche Domriffe sah und dann zwei Tage der Anschauung des ihn mächtig ergreifenden Doms widmete, worüber er begeistert an Goethe berichtete. Diesem klagte er auch, daß er in Köln

*) Der Brief (Kölner Domblatt Nr. 312) ist kurz vor der Abreise Boissierées von Köln nach Frankfurt, am 12. September, geschrieben. Wahrscheinlich gehörten zu diesem Geschenke Wallrafs der ziemlich flache Teller, die beiden Schalen und der Krug von seinem Thon, welche Schuchardts Katalog „Goethes Kunstsammlungen“ II, 330 ff. (Nr. 52. 53. 56. 89) erwähnt.

**) Vgl. meine Darstellung „Goethe und die Rochuskapelle“ in der „Allgemeinen Zeitung“ 1883 Beilage zu Nr. 360 f.

keinen Menschen verstehe, während er bisher sich an den Abweichungen der verschiedenen Mundarten von Berlin aus durch Sachsen, am Main und Rhein ergetzt habe. Noch fataler sei ihm der Wechsel des Geldes; in Bonn habe man doch noch Kopfstücke genommen. Um sich das Bettelvolk vom Halse zu schaffen, habe er sich einen Kronenthaler Stüber eingewechselt, wobei er vier Stüber Aufgeld habe geben müssen. Das meiste Pläsir habe ihm das Schimpfen auf seine Landsleute an offener Tafel gemacht; auch als sie erfahren, wer er sei, hätten sie sich nicht stören lassen, und da er ihnen beigetreten, sei es erst lustig gegangen. „Die Musik liegt hier so ruhig wie der Handel; kaum habe ich seit meinem Hiersein [in drei Tagen] einen Ton, dafür aber auch nicht eine Drehorgel gehört. Die Stadt ist Nachts nicht erleuchtet, und man darf nach zehn Uhr nicht ohne Licht über die Straße gehen. . . . Der Rhein ist zwischen hier und Deutz ungefähr 5 bis 600 Fuß breit und von unendlicher Schönheit. . . . Wenn du künftiges Jahr den Rhein besuchst, so rathe ich vor allen Dingen die längsten heitern Tage dazu zu nehmen; denn die Abende und Morgen sind auf diesem Flusse ein wahres Labjal.“ Den Brief gab Zelter Boisseree mit, der in Frankfurt mit Goethe zusammentraf. Dieser konnte ihm von der Begeisterung erzählen, mit welcher vor kurzem der von ihm im Dom herumgeführte Kronprinz von Preußen sich über den Wunderbau geäußert, den er gleich wollte vollendet wissen, dann auch aus eigenem Augenschein von dem unbeschreiblichen Empfange des russischen Kaisers als Befreiers von Deutschland berichten, einem Empfange, wie er nie einem Machthaber in der altdeutschen Reichsstadt zu Theil geworden; war man ja so weit in der Verehrung gegangen, daß der Pfarrer der Severinskirche mit dem hochwürdigen Gute dem Zaren beim Ausfahren aus der Stadt entgegenging und ihm dreimal damit den Segen ertheilte. Die mitgebrachten römischen Alterthümer erfreuten Goethe sehr. Gleich darauf besuchte er die drei kölnischen Freunde in Heidelberg, wo deren Sammlung ihn zu jugendlichster Begeisterung hinriß. Memlings Bild des Christophorus mit dem Christkind entlockte ihm, wie Boisseree Cornelius mittheilte, die launigen Verse:

Christkindlein trägt die Sünden der Welt,
Sankt Christoph das Kind über Wasser hält;

Sie haben es beid' uns angethan,
Es geht mit uns von vornen an.

Er wollte eine besondere Schrift über die hier gesammelten Schätze der altkölnischen Schule abfassen, denen Fürsten und Könige, ja alle Nationen huldigen müßten, und deshalb im nächsten Jahre wiederkommen.

Am 6. Januar 1815 schrieb Boisserée an Wallraf:*) „Von Goethe bin ich Ihnen noch die allerverbindlichsten Dankfagen für die römischen Gefäße schuldig. Hält er Wort, was er in seinen Briefen wiederholt, daß er nämlich in diesem Jahre wieder an den Rhein kommen will, so ist es vielleicht möglich, daß er Ihnen mündlich selbst die Freude bezeigt, die ihm Ihr Geschenk gemacht hat, und wird er dann auch dem Herrn Professor Heiß einen Ersatz geben für den Krystall aus dem Drachensfels, wofür ich einstweilen nur seinen Dank zu berichten bitte.“ Noch ehe der Schicksalswurf über den zum Entsetzen der Welt von neuem erstandenen Welteroberer gefallen war, trieb es den Dichter wieder an den Rhein. „Viel Bedeutendes habe ich in der Nähe erlebt“, schrieb er am 5. Juli von Wiesbaden. „Die großen Nachrichten des Verlustes erst, dann des Gewinnes, trafen hier heftig. Der Nassauer einzelne Leiden und Sorgen theilte man mehrere Tage.“ Durch den Wunsch des Herzogs ließ er sich zu einer Reise nach Köln bestimmen**). Daß Stein den Besuch in Köln schon früher vorhatte, ergibt sich aus einem Briefe des unten näher zu besprechenden Rektors Fochem, der schon am 20. Juli an Eberhard von Groote schrieb***): „Görres ersuchte mich für den Minister von Stein, der mich bald selbst besuchen würde, um die Erlaubniß, meinen Max†) durch Beckenkamp kopiren zu lassen. . . . Ich bin durch ihn dem Minister von Stein empfohlen.“ Am 21. trat Goethe eine Gebirgsreise an, was er Boisserée mit der Bemerkung berichtete, nach Heidelberg werde er schwerlich kommen, doch solle er erfahren, wann er in Frankfurt eintreffe. Diese Reise

*) Domblatt a. a. D.

**) Vgl. Sulpiz Boisserée I, 288.

***) Die Einsicht der ungedruckten Briefe Fochems verdanke ich Prof. Reifferscheid in Greifswald.

†) Das Porträt von Kurfürst Maximilian von Baiern oder Kaiser Maximilian? Beider Bilder befinden sich in Steins Thurm zu Nassau.

ist dieselbe, von der es in den „Tag- und Jahreshften“ heißt: „Eine Fahrt in verschiedene Gegenden der Lahn, mit Oberberggrath Cramer [von Wiesbaden] begonnen und mit ihm größtentheils durchgeführt, gab manche schöne Kenntniß und Einsicht.“ Auf dieser Reise kam er nach Nassau, wo der dort zur Herstellung seiner Gesundheit noch weilende Freiherr von Stein ihn veranlaßte, in seiner Gesellschaft die Reise nach Köln zu machen. Nur halb wahr ist demnach Arndts*) von Berg in Steins Lebensbeschreibung aufgenommene Erzählung, Goethe sei, als er die Pfade, welche bei Wehlar an der Lahn und durch ihre schönen Thäler nach Nassau, Ehrenbreitstein und Vallendar hinlaufen, noch einmal wieder zu durchwandeln das Herz gefaßt [es war vielmehr eine geognostische Reise], nach Nassau gekommen und im Gasthaus zum Löwen abgestiegen. „Er [Stein] flugs in den Löwen und holt und zwingt den Sträubigen in sein Schloß hinauf. Da nun Goethe einen Ausflug nach Köln vorhat, so läßt Stein seinen Wurstwagen vorspannen und sie rollen zusammen den Rhein bis nach Köln hinunter.“ Um den Irrthum zu vollenden, läßt Creizenach**) Arndt „als Reise-genossen“ die Fahrt höchst anschaulich schildern. Glücklicherweise stehen uns bessere Quellen als des trefflichen, frisch und munter berichtenden Arndt hier untreues Gedächtniß zu Gebote, zunächst Goethes kurzes Tagebuch in einem am Tage nach der Rückkehr dem in Schlangenbad weilenden Boisseree gesandten Briefe. Hier heißt es: „Dienstag den 25. Juli führte Herr Minister von Stein mich im Wagen bis Thal Ehrenbreitstein, im Rachen bis Köln.“ Auf der Reise kam Goethe wohl mit Cramer nach Nassau, von wo er mit Stein am andern Morgen die Reise nach der Domstadt antrat. Ob das von Arndt erwähnte Abholen aus dem Gasthof richtig und genau sei, lassen wir dahin gestellt. Darüber würden

*) Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn H. K. Fr. von Stein S. 207. Aehnlich lautet Arndts Bericht in den „Erinnerungen“, wo ausdrücklich bemerkt wird, die Reise sei über Koblenz und Köln gegangen. Dort heißt es sogar, Goethe habe die alten rührenden Jugendpfade und Werthers Leiden und Freuden wieder nachgelesen.

**) Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer S. 42 (zweite Ausg. 44).

wir bestimmter urtheilen können, läge das in Goethes Archiv ruhende Tagebuch der geognostischen Lahnreise gedruckt vor. Jetzt wissen wir nur, daß er damals die genauen Karten der Lahngegend benutzte, die in der vom Erzherzog Karl ihm geschenkten Darstellung des Feldzugs von 1796 sich befanden. Unmittelbar vor der Reise schrieb Stein an den zum Direktor des öffentlichen Unterrichts ernannten Görres in Koblenz: „Ich reise mit Herrn Geheimrath von Goethe nach Köln, komme Donnerstag oder Freitag (den 26. oder 27.) zurück, und ersuche Ew. Wohlgeboren, sich so einzurichten, daß mein Reisegefährte und ich Sie treffe.“ Schon vor drei Monaten hatte Preußen Köln förmlich in Besitz genommen, und gleich am folgenden Tage war das seit dem vorigen Jahre vorbereitete neue Gymnasium eröffnet worden, dessen Direktion der als Direktor des öffentlichen Unterrichts außerordentlich thätige frühere Gymnasialrektor in Prenzlau, Dr. Grasshof, Boisseree angeboten, dieser aber mit Bezug auf das seine ganze Thätigkeit in Anspruch nehmende Domwerk und seine darauf sich beziehende Verabredung mit Goethe abgelehnt hatte, was er um so entschiedener thun mußte, als, wie er auch nicht verhehlte, seine Absicht darauf ging, bei der in den Rheinlanden zu errichtenden Hochschule eine Anstalt für die Erhaltung und Sammlung deutscher Alterthümer zu Stande zu bringen. Und zu dieser bedeutenden Absicht seines bewährt gefundenen Freundes mitzuwirken war Goethe von ganzer Seele bestrebt. Um so mehr mußte es ihn anziehen, die in den beiden Städten, welche um die Ehre der rheinischen Hochschule stritten, vorhandenen Kunstschätze kennen zu lernen. Auch Stein nahm an diesen wie an der deutschen Geschichte, von deren alten Zeiten die kurfürstliche Reichsstadt eine so beredte Zeugin war, lebhaften Antheil, so daß hierin ein vereinigender Mittelpunkt zwischen beiden sonst so sehr verschiedene Richtungen verfolgenden Bannerträgern deutschen Geistes gegeben war; aber nicht weniger sprachen sich die aus langer Kenntniß der Weltereignisse urtheilenden, sich gegenseitig hoch und werth haltenden Männer über die Neugestaltung des Vaterlandes aus, die in der Nothwendigkeit übereinstimmten, die Hebung von Kunst und Wissenschaften am Rheine in einer des großen Sieges würdigen Weise zu fördern.

Auch hier dürfte Arndts Darstellung nicht ganz der Wahrheit entsprechen. „Ich kann mir denken,“ schreibt er in seinen „Wanderungen und Wandelungen“, „wie die beiden Reisegefährten jeden Zusammenstoß vermieden; es war gewiß die äsopische Reise des steinernen und irdenen Topfes. So gingen sie auch in Köln nebeneinander her mit einem zarten *Noli me tangere*. Nimmer habe ich Steins Rede in Gesellschaften stiller tönen hören.“ Stein habe ihm und seinen Freund Eichhorn, dessen wir später gedenken werden, als er ihnen Goethe zeigte, gesagt: „Lieben Kinder, still! still! nur nichts Politisches! das mag er nicht; wir können ihn da freilich nicht loben, aber er ist doch zu groß.“ Ähnlich heißt es in den „Erinnerungen“, Stein sei ungewöhnlich sanft und mild gewesen, habe den kühnen und geschwinden Athem seiner Natur angehalten, den Löwen gezügelt, daß er nimmer herausguckte; von Goethe habe er gesagt: „Wir können ihn in der Politik nicht loben, aber er ist doch zu groß.“

Es ist ein starker Irrthum zu glauben, Goethe habe jedes politische Gespräch ängstlich gemieden. Mit Kundigen über die ihm schon als weimarischem Minister und treuem Freunde seines Herzogs sehr am Herzen liegende Gestaltung des Vaterlandes sich zu unterhalten war ihm nichts weniger als zuwider. Wir wissen, daß er gleich nach der ersten Einnahme von Paris mit Spannung die Ankunft des Hofraths Professor Sartorius erwartete. „Er bringt Vorschläge zu einer neuen deutschen Reichsverfassung mit, durchgedacht für die gute Sache genug“, schrieb er damals: „möge sie auch so durchgehandelt werden!“ Eine gleichzeitig erscheinende kleine Schrift: „Unser Volk. Ein Blick in Vergangenheit und Zukunft“ fand er merkwürdig, weil sie die sehr verwickelten Verhältnisse zur Sprache bringe und auf die kräftigen Heilmittel gegen solche Uebel deute. Mit dem Herzog, mit seinem treuen Amtsgenossen von Voigt und andern, die Kenntniß der Verhältnisse und Einfluß hatten, unterhielt er sich über die Neugestaltung der vaterländischen Zustände mit innigem Antheil. Und so freute es ihn auch mit dem von Napoleon als eine große Gegenmacht gefürchteten und gehaßten Manne seine Ansichten über die Ordnung der staatlichen und bürgerlichen Verhältnisse auszutauschen, wobei sie freilich nicht immer,

besonders wegen der den Ständen und dem Volke zu gewährenden oder zurückzugebenden Rechte, übereinstimmten: aber der Gegensatz beruhte hier auf eigenster Anschauung und den ganz verschiedenen Lebenskreisen, in welchen diese genährt worden, und so wirkte dieser, als das große Ziel errungen war, nicht trennend, sondern aufklärend. Dagegen war unserm Dichter jenes leere Gerede innerlich und äußerlich unerträglich, welchem die Politik nur zu aufregender Unterhaltung dient; es widerte ihn an, daß man im Bürgerstande, statt sich zu förderlichem Zusammenwirken für das allgemeine Beste zu vereinigen, hohe Politik trieb, die nur verwirrte und verfeindete, und so waren ihm auch die Blätter zuwider, welche mit politischen Fragen das Volk aufregten, selbst wenn sie es mit warmer Begeisterung für die Sache und mit guter Begabung thaten, wie „Der rheinische Merkur“ von Görres und „Der Wächter“ von Arndt. So hatte er sich schon im vorigen Jahre gegen die Zeitschrift des von tiefem Gefühl für deutsche Würde, Ehre und Freiheit ergriffenen, aber mit keckem Muth in allem entschieden Partei ergreifenden Görres erklärt. Als Thibaut ihm in diesem Herbst gestehen mußte, daß er darin Recht gehabt, erklärte er: „Ja, lehrt mich die Welt nicht kennen! Ich habe, gleich als der Enthusiasmus lösging, den Fluch des Bischofs Arnulphus*) über alles deutsche politische Gerede ausgesprochen und mir dadurch die Qual vom Halse gehalten. Wie sie mir nur davon anfangen, hab ich gleich an: ‚Ich verfluche euch u. s. w.‘ Da waren sie bald still und ließen mich ungeschoren.“ Daß er zu guter Stunde auch über deutsche Politik sich gegen Vertraute erging, bezeugt Boisseree, gegen den er sich im Oktober darüber äußerte. „Die Forderungen des Adels und der Bürger hält er nicht für gefährlich“, berichtet dieser. „Ständische Verfassung: es sei keine Umwälzung zu befürchten, wenn nur die Fürsten halbwegs ihren Vortheil kennen und einigermaßen den gerechten Wünschen entgegenkommen wollten. Die heftigen Volksmänner seien nichts weniger als beliebt. Aristokratismus im eigentlichen Sinne sei das Einzige und Rechte.“ Wenn Fürsten und Bürger, jeder an seiner Stelle, das Beste thue, dann werde es wohl gehen, das war

*) In Sternes ‚Tristram Shandy‘ 54.

die Ansicht, welche er schon in seinem Festspiele für den September 1807 ausgeführt hatte, und darin kam er mit Stein überein, wem letzterer auch seine zu große Scheu vor der Besprechung politischer Dinge und vor dem strengen Festhalten der Stände und Bürger an ihrem Rechte nicht billigen konnte, und festeste Entschiedenheit, wie Frankreich gegenüber, so auch in der freien politischen Gestaltung forderte, da er nicht, wie Goethe, der ruhigen Förderung eines Gemeinwesens sich hatte hingeben können, sondern in schweren Zeiten eine völlige Umgestaltung der Verhältnisse und zugleich den Kampf gegen die fremde Unterdrückung mit starker Hand hatte durchsetzen müssen, und er selbst nach den großen Ereignissen sich vielfach in seinen edlen Entwürfen gerade durch die ihren eigenen Vortheil über alles setzenden Fürsten gehindert gesehen hatte und noch sah. Freilich hatte Stein Recht Arndt von politischem Gerede Goethe gegenüber abzuhalten, da dieser nicht ohne leidenschaftliche Erregung seine Meinung auszusprechen vermochte.

Doch kehren wir zur Rheinfahrt der beiden Excellenzen zurück, welche im eigentlichsten Sinne des Wortes die größten deutschen Excellenzen der Zeit waren. Zum drittenmale schwamm Goethe jetzt den Rhein herab, diesmal in Begleitung des ruhmvollsten deutschen Freiherrn, der die Seele des Weltkampfes gegen den ganz Europa mit seinem Joche bedrohenden Eroberer gewesen; ihre Absicht war, von den Kunstschätzen der beiden um die Rheinuniversität wetteifernden Städte nähere Anschauung und eine darauf gegründete Ansicht über die zweckmäßigste Förderung der Kunst am Rheine zu gewinnen. Wie ganz anders schauten die Rheinufer diesmal unsern Dichter an als vor dreiundzwanzig Jahren, wo er, mit dem düstersten Blicke in die Zukunft, nur von seinem Diener begleitet, auf leckem Fahrzeuge an kaltem Novembertage seinem Sacobi entgegenfuhr, er die beiden Rheinstädte kaum berührte. Welch eine andere Zukunft lachte jetzt den nach solchen Drangsalen und Erniedrigungen wiedergewonnenen Rheinlanden, auf deren Kunstentwicklung er einen wenn auch sehr bescheidenen Einfluß zu üben hoffen durfte.

Gegen Abend landete man in Köln, wo der große Staatsmann mit dem berühmten Dichter im „Kaiserlichen Hof“ einkehrte,

dessen Besitzer damals noch Clemens August Selner war. Der auf der Breitgasse gelegene, mit No. 36 bezeichnete Gasthof, der in unsern Tagen zu mehreren Häusern umgebaut wurde, von denen das bedeutendste jetzt einer Weinrestauration (Zohnen) dient, bestand aus dem großen Patrizierhause „alt Troja“ oder „Troja“. Der aus der letzten Zeit der Reichsstadt stammende Gasthof nahm auch nach dem Abzuge der Franzosen neben dem ältern „zum heiligen Geist“ (in diesem war kurz vorher der Kronprinz mit Prinz Friedrich von Preußen eingekehrt) den ersten Rang ein; sein großer, mit Akazien bepflanzter Garten bildete eine besondere Annehmlichkeit.

Das gerade an diesem Tage erschienene Blatt der Kölnischen Zeitung brachte eine am 21. erlassene Aufforderung des Oberpräsidenten Geheimen Staatsrathes Sack an alle Freunde des Vaterlandes und der Kunst, ihm von ihrer Kenntniß der nach Frankreich ausgeführten Kunst- oder Schriftwerke Mittheilung zu machen. Weiter ward gemeldet, das berühmte Altarblatt der kölnischen Peterskirche, der heilige Petrus von Rubens, eines der Hauptbestücke der Franzosen, sei schon mit dem Transport vom 16. aus Paris abgegangen und daselbst die herrlichen Granit- und Porphyrsäulen des Aachener Domes bereits abgebrochen. „Ihr seht zugleich, Preußen am Rhein“, hieß es, „daß der Staat, dessen jüngste Kinder Ihr geworden, nicht vergessen hat, bei der ersten Gelegenheit Euch Theil nehmen zu lassen an den Früchten seiner Siege. Mit dankbarem Jubel werden Eure Städte den Tag feiern, wo das geraubte Eigenthum Eurer Väter, durch die starke Hand Eures Königs und seiner Feldherren den räuberischen Fremden abgenommen, in Eure Mauern wieder einzieht.“ Hiernach begann denn Goethe später die Schilderung seiner Rheinreise mit der Bemerkung: nach einer glücklichen Rheinfahrt seien sie in Köln von Freunden und Bekannten mit dem frohen Gruße überrascht worden, daß jenes von Rubens gemalte Bild ihres Stadtpatrons von Paris zurückgebracht werde und nächstens im Triumph zu seiner ehemaligen frommen Stelle wieder gelangen solle*), woran sich der Ausdruck

*) Daselbe wurde längere Zeit im Sitzungsjaale des Stadtrathes

seiner Freude knüpft, daß einer zahlreichen Bürgerschaft durch eine einfach große Handlung das herrliche Gefühl gegeben sei, nunmehr einem Fürsten anzugehören der ihnen in so hohem Sinne Recht zu verschaffen kräftig genug sei. Eberhard von Grootte hatte das herrliche Gemälde schon am 11. im Museum herabnehmen und weggeschaffen lassen. Die Nachricht davon war ohne Zweifel schon vor dem Erlasse Sack's allgemein bekannt, aber die Freude darüber dauerte noch fort, und schon erging man sich in Plänen über den feierlichen Empfang, da es im Blute der Reichsstädter von jeher lag, jedes bedeutende Ereigniß mit glänzendem Pompe und in feierlichem Zuge zu begehen.

Von dem folgenden Tage, dem 26., berichtet Goethes Tagebuch: „Der Dom in- und auswendig, oben und unten, mit allem Zubehör. Privatsammlungen. Merkwürdiges.“ Die kölnische Zeitung berichtet von diesem Tage: „Se. Excellenz der Minister von Stein und der berühmte Schriftsteller Geheimrath von Goethe sind hier angekommen und haben den ganzen Morgen mit Besichtigung des Doms zugebracht.“ Das Frühstück wurde im Garten des Gasthofes, wie zur Sommerzeit gewöhnlich, genommen, aus dem der nächste Weg durch die Röhrergasse an der Rechtschule vorbei nach dem Dome führt. Den letztern Weg hatte auch Boisseree im vorigen Jahre den Kronprinzen von Preußen geführt, dann zu der jetzt längst verschwundenen Drachensporte, an der südöstlichen Seite des Domhofes, von wo man den Umgang um das ganze Gebäude bis zum Haupteingange machte, während Boisseree die Schlüssel holte. Diesmal machte Wallraf den Führer, den man wohl bereits am Abende in den Gasthof beschieden und ihn über die Kunstschätze befragt hatte, welche man in der kurz zugemessenen Zeit sehen könne. Wallraf war ein Jahr älter als Goethe, dieser acht Jahre jünger als Stein. Der weimariische Dichter kannte ihn aus Boisserees Beschreibung. Daß dieser zum Ehrenmitglied der herzoglichen mineralogischen Sozietät in Jena ernannt worden, vor mehr als zwölf Jahren, noch ehe Goethe Präsident der Gesellschaft war und die Zeichnung des Diploms erfunden hatte, wollte wenig bedeuten,

aufbewahrt, bis es am Jahrestage des großen Sieges bei Leipzig am 18. Oktober nach dem Hochamte in feierlichem Zuge nach der Peterskirche übergeführt wurde.

da Professor Lenz, der die Seele der Gesellschaft war, Diplome überallhin versandte, von wo er einen Zuwachs ihrer Sammlung erwarten konnte, wie denn auch in Köln der Mineralienhändler Karl Röggerath und dessen Sohn, der spätere Berghauptmann und Professor Johann Jakob Röggerath, dieselbe Ehre genossen.*) Goethe war Balltraf für die ihm geschenkten römischen Alterthümer, auch für den vom Drachensfels verschafften Krystall verbunden, und er wird mit dem Ausdruck seines Dankes nicht zurückgehalten haben. Kaum hat der kölnner Dom je eine so merkwürdige Vereinigung bedeutender Männer gesehen. Da stand der Dichter des „Faust“, dessen Züge noch immer von der Schönheit eines jugendlichen Apollo zeugten, mit der stolzen, breiten Stirn und den schönsten, sprechendsten braunen Augen, die immer, wir bedienen uns der Worte Arndts, wie in einem Betrachten und Schauen begriffen, offen und sicher feststanden und auf jeden Gegenstehenden und Gegenschauenden trafen, und heute den Wunderbau, von dem er die lebendigste Anschauung durch Boissereés Zeichnungen und Mittheilungen erhalten, ganz anders wie vor einundvierzig Jahren in sich aufnahmen. Er sah hier das Ideal des gothischen Baustils, den er freilich nicht als einen urdeutschen preisen konnte, aber als die lebendigste eigenartige Entwicklung einer fremden Bauart sehr hoch stellte; er sah ihn mit der Liebe eines Künstlers, welcher alle einzelnen Schönheiten, die ihm das ganze Bild vollenden, mit seelenhaftem Antheil verfolgt. Fest und klar stand da der Hort der deutschen Freiheit, der unerschütterliche Kämpfer für Recht und Wahrheit, der wärmste Freund seines edlen Volkes, der echte deutsche Freiherr, dessen feurige braune Augen die Größe dieser leider unvollendeten Riesenschöpfung des deutschen Geistes verschlangen, eine stämmige Gestalt mit starken Gliedern, breiter Brust und Schultern, hochgewölbter Stirn, mächtiger Nase, festgeschlossnem, auf starke Willenskraft deutendem Munde, dessen feine schmale Lippen der Sitz strengen Ernstes waren, aber auch oft zu raschem Spotte, gutmüthiger Laune oder herzlichem Ergusse sich öffneten. Und zwischen ihnen bewegte sich der katholische Ka-

*) Vgl. Wilhelm Joseph Heinen „Der Begleiter auf Reisen in Deutschland“ I, 234.

nonikus Wallraf, der erste Gelehrte der Stadt, als solcher auch augenblicklich stellvertretender Direktor des neuen Gymnasiums, der schwärmerische Verehrer seiner Vaterstadt, in welcher er entschiedenstes Ansehen genoß und lebendigsten Einfluß überallhin übte. Er war von mittlerer Größe, aus seinem ganzen Wesen sprach Milde und Gemüthlichkeit, warmes Gefühl und Sinnigkeit, die besonders aus dem durchdringenden Auge, der hohen Stirn und den edlen Gesichtszügen blickte. Hat Gall wirklich behauptet, sein Schädel habe die größte Aehnlichkeit mit dem Goethes gehabt, so war dies eben kein Triumph seiner Lehre; denn eine stärkere geistige Verschiedenheit läßt sich kaum denken. Wenn Goethes Sinn überall auf klare Anschauung, inniges Aneignen, gründliches Eindringen gerichtet war, so suchte Wallraf sich flüchtig der Gegenstände zu bemächtigen, um ihren rasch gebildeten Begriff mit seiner eigenwilligen Einbildung auszufüllen, und schuf sich so ein Phantom, an dem er mit lebhaftestem Wohlgefallen hing. Nichts lag ihm ferner als ruhige Betrachtung der Dinge, welcher allein die Blume reiner, den Geist befruchtender, mit sicherer Klarheit lohnender Auffassung entspricht. Enthusiasmus, Patriotismus und leidenschaftliche Sammelsucht hatten seit lange die schönen Vorzüge seines Geistes, gewandte Leichtigkeit, lebendige Beweglichkeit und klaren Blick, überwuchert, so daß er überall nur den Gebilden seiner Einbildung folgte und vor zersplitternder Zerstreuung zu keinem Einkehren in sich, zu dem edlen *tecum habita* gelangen konnte. So war denn auch seine Ansicht der Kunst eine nebelnde und schwebelnde, die, in einer leisen, fast lispelnden, lebendigen Flusse entbehrenden Sprache vorgetragen, Goethe höchst widerwärtig berühren mußte. Mochte er damals auch noch nicht so weit gekommen sein, wie einige Jahre später, wo er A. W. Schlegel die Idee des Domes vorpuff, seine eben in diesem Jahre geschriebene Abhandlung über das Dombild, worauf er den Namen Philipp Kalf gelesen wissen wollte, zeigte, wie weit er von reiner Kunstanschauung und gründlicher Kenntniß der Kunstgeschichte entfernt war. Bei der Besichtigung dieses Gemäldes der Stadtheiligen, das nach der Herstellung des durch seine kleine verwachsene Gestalt unangenehm auffallenden

Malers Fuchs (auch dieser war wohl in den Dom beschieden worden) in einer den Chor umgebenden Kapelle auf einem Altare prangte, mußte Goethe die übertriebene phantastische Lobpreisung Wallrafs höchst mißfällig sein, wie ihm auch von seinen sonstigen Aeußerungen nur bestimmte geschichtliche Angaben förderlich waren.

Eben war Goethe mit dem nähern Anschauen des Dombildes beschäftigt, als zwei Freunde Steins eintraten, der von diesem in den Dom bestellte Arndt und der gerade auf der Durchreise nach Paris begriffene, von Stein bei der Centralregierung lange beschäftigte, eben Altenstein zugewiesene, damals noch freisinnige Eichhorn, der dreißig Jahre später als Minister traurigen Andenkens in demselben kaiserlichen Hofe, wo jetzt Stein und Goethe abgestiegen waren, bitterm Aerger erleben sollte, da er im Bewußtsein, wie wenig man mit seiner geistheuen Willkürherrschaft zufrieden war, ein Kirnneslied der Kinder, das „Roode rooden Eichhoon“ beginnt, auf sich bezog. Arndt war Goethe schon vor drei Jahren in Dresden bei Körner begegnet, wo beide einen sehr ungünstigen Eindruck auf einander gemacht hatten. Das, was sie damals trennte, Goethes Mißtrauen, daß es den Deutschen gelingen werde, ihre Ketten zu zerreißen, hatte sich zu Arndts Gunsten glücklich entschieden. Stein hatte dafür gesorgt, daß der leicht aufflammende und ausfahrende Freund seine heftigen politischen Ergüsse in Gegenwart des unpolitischen Dichters zurückhielt. Arndt, zwanzig Jahre jünger als Goethe, war eine kräftig gedrungene nordische Gestalt, aus deren lebhaften braunen Augen die sprudelnde Hast eines freien Geistes und die fromme, gottvertrauende deutsche Natur leuchteten, ein deutscher Mann in vollem Sinne des Wortes, dessen derber Handschlag seine kräftige Natur manchem empfindlich verrieth. Der viel im Leben herumgeworfene Mägener, dessen der allgemeinen Erhebung gewidmete Dienste Stein ebenso hoch zu schätzen wußte wie seinen ehrlichen, unerschütterlichen Charakter und sein festes Halten an deutscher Freiheit, Mannhaftigkeit und Frömmigkeit, hatte während der beiden Monate, die er in Köln zugebracht, eine viel günstigere Ansicht von dieser alten, so viel „Ehrwürdiges und Kunstreiches“ bietenden Reichsstadt und ihren Bewohnern als vor sechszehn Jahren

empfangen. *) Der Dom mußte ihn die Kunst der Altvordern verehren und den aus diesem hochgewölbten, von mächtigen Säulen getragenen und umwallten Tempel mit seinen Altären, Grabmälern, Bildern und Glasgemälden ihm entgegenwehenden gläubigen Aufschwung der Seele empfinden lassen, so daß es hier außer freundlicher Begrüßung und einzelnen Aeußerungen der Bewunderung zu keiner eingehenden Unterhaltung kommen konnte. Noch weniger trat der gleichfalls von frischem deutschen Geiste angewehrte zehn Jahre jüngere Eichhorn neben Goethe und Stein hervor. Aber unter diesen fünf bedeutenden Männern sehe ich noch eine riesige, feierlich wie eine Säule der Kirche sich bewegende Gestalt schweben, den Domkürster Emans, den Wallraf dadurch für Köln verewigt hat, daß er ihm im Jahre 1806 seine launige Begrüßung des neuernannten Dompastors J. Dumont in einem in schönen lateinischen Versen sich ergießenden Gedichte unter dem frei ins Griechische übersetzten Namen Gamander zuschrieb. Dieser wird, wenn er auch die vornehmen Gäste nicht beim Eintritte empfing, ihnen doch den Dreikönigen-Kasten, dessen noch übrige zahlreiche Gemmen Goethe anziehen mußten, und die Kapellen geöffnet, auch den reichen Domschatz gezeigt haben. Nachdem man unten alles, von den schönen gebrannten Glasfenstern bis zu den auf edle Geschlechter der Vorzeit deutenden Grabmälern beschaut und bewundert hatte, stieg man zu dem oben ums Chor führenden Gange mit den ältesten, zum Theil von den mächtigsten kölnischen Geschlechtern geschenkten prächtigen Glasfenstern und von hier zum Dache, wo sich der schönste Blick auf den reichen Säulenwald, auf die große mit umfangreichen Gärten durchzogene Stadt und das jenseitige bergische Land eröffnete.

Von den „Privatsammlungen“, die man unter Wallrafs ununterbrochener Leitung an diesem Tage besuchte, können wir bestimmt nur den Schatz nennen, den der auf dem Heumarkt Nr. 10 wohnende

*) Er hatte sich veranlaßt gesehen, unter dem 2. Juni in der „Kölnischen Zeitung“ zu erklären, daß seine über Köln und seine Bewohner früher geäußerten Urtheile und Ansichten „verkehrt und aus einem zu grünen und einseitigen Protestantismus und aus damaliger Unkunde der vaterländischen Geschichte und des darauf ruhenden und daraus erklärbaren Lebens und Wirkens der alten Reichsstadt entsprungen“ gewesen.

Kentner (früher Kaufmann) Lyversberg an den schönsten altkölnischen, ober- und niederrheinischen, niederländischen, aber auch italienischen und französischen Gemälden besaß. Jedenfalls ward die Sammlung erst am Nachmittage beschaut, vielleicht auch der merkwürdige fast neunzigjährige, nicht, wie Goethe sagt, achtzigjährige Greis, der Domvikar Bernhard Kaspar Hardy,*) in seiner auf dem Margaretenkloster No. 4 in der Nähe des Domes gelegenen Wohnung besucht. Die Kunstarbeiten des bescheidenen Mannes, besonders seine berühmten Leistungen im Wachsoffiren, zogen Goethe lebhaft an. Wenn er in „Kunst und Alterthum“ bemerkte, Wallraf werde mit Vergnügen das Geschäft übernehmen, die stille Wirkung eines solchen Mannes in seinem Kreise recht deutlich zu schildern, so wußte er nicht, daß dieser schon in einer Ode an Hardy zur Feier seines Künstlerjubiläums am Ende des vorigen Jahrhunderts dessen Verdienste glücklich gefeiert und genauere Mittheilungen in beigefügten Anmerkungen gegeben hatte. Freilich war diese schwer zugänglich, da ein Abdruck derselben nur in einer Beilage zur „Kölnischen Zeitung“ vor zwölf Jahren erschienen war.**) Weiter sah Goethe, der auch bescheidenere Kunstarbeiten in den so lange verkümmerten Rheinlanden selbst über Gebühr erhob, Arbeiten eines Schülers von Hardy, des Wachsoffirers Karl Hagbold (er war 1775 in Uerdingen geboren), welcher bisher nur Profilporträte geliefert hatte. Die Aehnlichkeit, sowie Reinlichkeit und Feinheit der Kleidungs- und Fußstücke, wurde von Goethe sehr gelobt, der dem bescheidenen Künstler viel Beifall und Kunden versprach, wenn er sie vorn in voller Ansicht ganz rund, aber von der Seite nur halb erhaben ausführen werde. Auch der von Goethe als geschickter Miniaturmaler genannte vierzigjährige Peter Joseph Lützenkirchen, der auch in Del malte und ein tüchtiger Kupferstecher in Schabmanier war, muß damals in seiner Vaterstadt Köln gewesen sein; denn daß bei Goethe eine Verwechslung von Köln und Frankfurt stattgefunden habe, ist kaum denkbar. Schon 1812 war Lützenkirchen nach Frankfurt übergesiedelt; das kölnische Adreßbuch von 1813 nennt ihn nicht

*) Er war 1726 zu Köln geboren.

**) Einen Abdruck der bedeutendsten Gedichte Wallrafs hat Ennen besorgt.

mehr. Im Juli oder August 1814 war er bei Stein in Nassau, den er malte und sein Bild stach, wie er auch Blücher und Gneisenau gemalt und gestochen hatte. Darauf bezieht es sich wohl, wenn Goethe sagt, dieser Maler, der bei schönen Talenten sich als denkender Künstler erweise, habe auch das Vertrauen hoher Personen bei bedeutenden Gelegenheiten sich erworben. Wenn Goethes Tagebuch an diesem Tage auch noch der „Merkwürdigkeiten“ gedenkt, so kann man darunter sich wohl kaum etwas anderes als das Rathhaus mit dem Hanfesaale, den Gürzenich und den Klarenthurm, den jetzt sogenannten Römerthurm, denken.

Aber einer grollte bitter, daß Stein und Goethe ihn nicht besucht, der Rektor der von grooteschen Familienkirche zum Elend, Gerhard Kunibert Fochem, der neben der Kirche auf dem Katharinen-graben No. 3 wohnte. Dieser schrieb am folgenden Morgen dem noch in Paris weilenden Eberhard von Grootte, an den er sich herangedrängt hatte: „Hochwohlgeborener! Denken Sie sich meinen Aerger und den Reid unseres Wallraf. Gestern war Goethe und der Minister von Stein hier. Wallraf, wie recht, in ihrer Gesellschaft. Er führte sie in den Dom und zu Lyversberg, und ging mich vorbei. Dies ärgert mich um so mehr, da der Minister von Stein noch vor einigen Tagen, wie ich Ihnen meldete, mich durch einen Beter des Görres bitten ließ, ich möchte Ihm die Erlaubniß erteilen, meinen so sehr schönen Maximilian copiren zu lassen. Muß da nicht Wallraf zurückgehalten haben, wie ers schon so oft that? Täglich gebe ich ihm neue Beweise meiner Achtung und Liebe zu seiner Person, täglich fordert er immer mehr, und doch trägt er sich am Ende so auffallend gehässig gegen mich, daß es nicht auszuhalten ist. Auch Herr Joseph (Eberhards Bruder) sind unwillig, daß Wallraf Ihnen nichts wissen ließ. Er braucht uns gerade als Jungen, und damit abgethan. Nun aber ist's an Ihnen, als wahrer Freund und mein halbes Ich, die Sache wieder gut zu machen. Sie sehen Goethe und von Stein in Paris ohne Zweifel. Fragen Sie alsdann, ob sie auch meine Sachen gesehen; und bei der Verneinung erklären Sie ihnen dann geradezu, sie hätten dann nichts gesehen. Unbild muß mit Unbild im Kunstfache vergolten werden. In Eil. Gott befohlen!“

Unser Rektor Fochem nahm unter den Sammlern Kölns eine eigenthümliche Stelle ein. Dasselbst im Jahre 1771 geboren, hatte er, nachdem er zum Priester geweiht worden, das Rektorat der mit der sogenannten Glendbruderschaft verbundenen Kirche erhalten. Da er nicht ohne malerischen Sinn war, hatte er seinem Lehrer Wallraf in der Erwerbung von Gemälden nachgestrebt, woran sich, wahrscheinlich nicht ohne Einfluß der Verbindung mit Eberhard Groot, die Aufmerksamkeit auf alte Handschriften schloß. Wenn Wallraf aus inniger Liebe zu seiner Vaterstadt und ihrer einstigen Größe zum Sammler geworden, wenn die Brüder Boisseree von dem Verlangen getrieben wurden, die Bedeutung der altkölnischen Malerei durch Entdeckung, Rettung und Sammlung ihrer Meisterwerke ins Licht zu setzen, wobei sich ihr geschichtlicher Blick immer mehr erweiterte, ihre Einsicht immer tiefer drang, wenn Lyversberg sich ein ihm liebes und werthes, seinen Kunstsinne erfreuendes und förderndes Besitzthum schuf, war es dem von Eitelkeit getriebenen Fochem vorzüglich darum zu thun, durch seine Sammlung die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, Ruhm, Ansehen, Auszeichnung, auch gelegentlich erklecklichen Gewinn sich zu erwerben. Letzteres beweist die merkwürdige Weise, wie er aus Maria in Lyskirchen die herrliche, unter dem Namen von Mabase gehende schmerzreiche Maria, die 1524 von Jobelin Schmitgen der Kirche zu ewiger Aufbewahrung geschenkt worden war, sich zu verschaffen wußte. Er beschwatzte nämlich die Kirchmeister, ihm das Bild zu einem ansehnlichen Preise zu überlassen und es durch eine Kopie von Beckenkamp zu ersetzen, da die Pfarrgenossen den Unterschied gar nicht merken würden. Da er dieses Bild in Köln niemand zeigen durfte, bot er es auswärts an manchen Stellen an, bis es im folgenden Jahre vom Städelschen Museum in Frankfurt angekauft wurde.*) Ein beredtes

*) Freilich haben auch die Brüder Boisseree Bilder aus Kirchen an sich gebracht, wo sie ihnen nicht gehörig geschätzt schienen, aber doch nicht mit solcher Täuschung. Manches Menschliche lief auch bei ihnen unter (vgl. Merlo „Der Altaraufsatz aus dem St. Claren-Kloster“ im „Domblatte“ No. 318), aber sie waren von wahren Kunstseifer und reiner Einsicht befeelt und wollten retten, was zu retten war, hervorziehen, was in den Kirchen unbeachtet stand und der Beschädigung ausgesetzt war. Vgl. Sulpiz Boisseree I, 301.

Zeugniß seiner maßlosen Eitelkeit ist der von ihm selbst aufgesetzte und zu seinen Lebzeiten mit bloßer Auslassung des unbestimmten Todestages (er starb im August 1874) ausgedruckte Todtenzettel, der auf der Rückseite mit seinem Bildnisse ausgestattet ist. Auf diesem nennt er sich Presbiter jubilarius, haud decoratus, ideo tamen minime dedecoratus. Er ward zum Pfarrer der Ursulakirche erwählt, welche Stelle er in höhern Jahren aus Altersschwäche niederlegte, ohne als Jubilar, da er von der geistlichen Behörde nicht empfohlen war, den gangbaren Adlerorden zu erhalten. Auf dem Todtenzettel rühmte er sich seiner Kenntniß der vaterländischen Geschichte und gab sich als Verfasser einer Geschichte Kölns aus, die nicht sein Werk war. Erat multis pervulgatus, paucis notus, heißt es weiter, nec Doctor nec Idiota, a confratribus coevis oblivioni quidem datus, tanquam mortuus a corde, a junioribus et adventiciis aut non cognitus aut quasi vetus fermentum repudiatus et rejectus. Sein Bildniß trägt die Ueberschrift: Colonia me genuit, Colonia me aluit, Colonia me docuit, Colonia me tenet. Von seiner Eiferjucht auf Wallraf, den er im Jahre 1825 mit Ehren und Orden geschmückt, den er mit einer Feierlichkeit, wie sie in diesem Jahrhundert wohl nur Köln geleistet, in glänzendem, auch von den Lehrern und Schülern der gelehrten Anstalten begleiteten Zuge zum Rathhause geführt und nach einander mit drei Kränzen aus Eichenlaub, Lorbeer und Blumen gekrönt sehen mußte, zeugt der mitgetheilte Brief genugsam.

Am Abende versammelte sich im Gasthose um die beiden berühmten Gäste eine gewählte Gesellschaft. In den „Erinnerungen“ sagt Arndt, diese hätten sie („uns Kleine“) „bei den abendlichen Thees königlich erfreut,“ wogegen es in den „Wanderungen und Wandelungen“ heißt, am Theetisch habe sich Goethe meist sehr schweigsam gehalten und sich früh auf sein Zimmer zurückgezogen, was man dem von den Anstrengungen des Tages Angegriffenen um so eher verzeihen kann, als er noch immer nicht völlig hergestellt war; dazu mochte es ihm bei dem lebhaften Arndt nicht gar zu wohl werden, der sich alle Gewalt anthun mußte, mit seinem über die Entwicklung der Dinge in Paris und die freie Gestaltung Deutschlands sehr aufgeregten Gefühle zurückzuhalten. Ohne Zweifel

nahm auch der ihm von Weimar aus befreundete, seit dem April als Festungs- und Stadtkommandant thätige Obrist von Ende an der Abendgesellschaft Theil; denn der Großherzog Karl August erwiderte am 8. August auf Goethes Bericht von der kölnner Reise: „Die Befestigung von Köln ist eine der wenigen glücklichen Ereignisse dieser Zeit; sie wird gewiß manchen glücklichen Fund befördern. Daß Ende dorten ist, wird, da er Sinn für mancherlei wissenschaftliche Gegenstände hat, gewiß vorteilhaft wirken.“ Von Ende war von 1807 an Hofmarschall des erbprinziplichen Hofes in Weimar gewesen; erst das Befreiungsjahr 1813 hatte ihn wieder in preussische Dienste geführt. Arndt erzählt in seiner flotten Weise: „Es kamen von den jungen Offizieren, die in Köln standen, einige, sich vor Goethe zu verneigen, solche, deren Väter oder Vettern er kannte, Thüringer und andere, Ministersöhne, unter ihnen Wilhelm Humboldts Erstgeborener, Jungen, vor welchen Stein, ja nicht einmal unsrer, nicht die Mühe abgezogen hätte — und Goethe stand vor ihnen in einer Stellung, als sei er der Untere. Eine solche Ungefügigkeit des Leibes, eine solche fast dienerliche Haltung einem Altadeligen gegenüber, vielleicht aus Jugendgewohnheit, womit eine gewisse Steifheit verknüpft war, ist dem sonst zwar stolzen, aber sehr großmüthigen, liebenswürdigen Manne von den Unkundigen wohl oft als Hoffart ausgelegt worden.“ Die übergroße Freundlichkeit gegen Söhne von edlen, bei ihm hochstehenden Männern und von verehrten Frauen gereicht Goethes Herzen zur Ehre, das ihm in den Söhnen die fernern Eltern vor die Seele führte, gewiß kein Zug, den man gern durch kaltes Vorkehren des eigenen Werthes ersetzt sähe; dazu kam, daß Goethe wußte, wie man ihn geflissentlich als stolz verschrien hatte, und er sich hier, was ihm sehr unbehaglich war, von vielen beobachtet sah, die auf sein Benehmen gespannt waren und nicht unterlassen würden, sich darüber zu äußern. Etwas diplomatisch Steifes hatte er sich seit der Rückkehr aus Italien angewöhnt. Jetzt war ihm noch eine empfindliche Reizbarkeit von seiner Krankheit zurückgeblieben, die ihn auch Jüngern gegenüber, die mit Scheu ihm nahen mochten, sich herzlicher ergehen ließ, wie es ihm auch wohl thun mußte, manchem durch ein gutes freundliches Wort eine angenehme Erinnerung zu bereiten. Und junge

Leute, die ihm bescheiden nahten, vornehm zu brusquieren, lag glücklicherweise nicht in Goethes Art. Auf den andern Punkt hat bereits sein langjähriger Haus- und Reisegenosse Riemer, also wenn irgend einer ein berufener Zeuge, die zutreffende Antwort gegeben, wenn er bemerkt: „Man mußte ihn sehen, wie er stark und fest auf seinen Füßen stand, wie er einherging ernsten und sichern Schrittes und doch gewandten Körpers. Wenn er in den letzten Jahren seines langen Lebens nicht mehr die Raschheit eines jugendlichen Ganges zeigte, so trägt das vorgerückte Alter nicht allein die Schuld; sie fällt auch zum Theil auf den mindern Gebrauch von mannigfacher Bewegung, zum Theil aber auf die Mittel, welche, zur Abwendung eines Lebensgefahr drohenden Uebels angewendet, seine Füße fesselten und ihm unwillkürlich einen mehr schwebenden als gehobenen Schritt abnöthigten.“ War auch letzteres damals wohl noch nicht der Fall, so hatte er doch durch ein ihn wiederholt seit dem Anfange des Jahrhunderts befallendes Uebel sehr gelitten, und schon zur Zeit, als ihn Arndt zum erstenmal sah, hatten Körperleiden seine volle Rüstigkeit gebrochen. Auch im Juli 1815 war ihm, obgleich ihn Wiesbaden gestärkt hatte, noch eine Schwäche geblieben, so daß es nicht zu verwundern, wenn er, nachdem er am Morgen den Dom bestiegen, mehrere Stunden mit dem Beschauen der Kirche zugebracht, Nachmittags Sammlungen und Merkwürdigkeiten besehen hatte, Abends abgespannt war, und beim Empfange etwas eingeknickt da stand, was, vielleicht mit dem ersten Eindrücke, den Goethe in Dresden auf Arndt gemacht, diesen zu der Behauptung veranlaßte, Goethes Beine seien sechs bis sieben Zoll zu kurz gewesen, so daß auch der Jüngling und Mann „als Reiter, Fechter, Tänzer, Schlittschuhläufer nimmer ein Leichtfliegender“ habe sein können. Zu letzterer Behauptung wäre nur der berechtigt gewesen, der den Dichter in seinen jüngern Jahren gekannt.*) Wir wissen, daß Goethe und Stein am folgenden

*) August Westner, der ihn einen Monat später sah (vgl. B. I, S, 99 f.), äußerte seine Gestalt sei mehr groß als klein. Dieser fand damals in Goethes Auftreten etwas Pomphastisches, das Bestreben, den vornehmen Mann kund zu geben, das sich auch in einem gewaltfamen Emportreiben des Hauptes und der Brust und einer beständigen Beobachtung seiner selbst gezeigt. So verschieden wurde Goethe von denen beurtheilt, die ein Ideal eines Menschen nach ihrem Sinne

Tage, vielleicht wegen der großen Ermüdung, die Goethe empfand, sich eines Wagens des Kaufmanns und Kommissionärs Johann Jakob Goedecke bedienten, der in der Matthiasstraße No. 9 wohnte und ein großes Gartengut auf dem Katharinengraben an der Stelle des ehemaligen Klosters Sion besaß. Vielleicht stand Stein mit diesem schon damals, wie wir es von späterer Zeit wissen, in geschäftlicher Beziehung; daraus würde es sich erklären, daß man eben seinen Wagen in Anspruch nahm. Aus Arndts Bericht ergibt sich, daß Goethe sich außerordentlich freundlich und herablassend zeigte. Erfreute er sich überhaupt seit der letzten glücklichen Entscheidung einer heitern, hoffnungsvollen Stimmung, so mußte dies besonders in Köln der Fall sein, das er in Gesellschaft des berühmtesten deutschen Staatsmannes sah. Mit herzlichem Antheil blickte er überall in der nach so langer Zeit Deutschland wiedergewonnenen altherwürdigen Stadt um sich, der jetzt unter einer großen deutschen Regierung eine neue, schöne Blüthe bevorstand; gern horchte er auf alles, was er über die Zustände und Hoffnungen, über die Anschauungen und Wünsche der Kölner vernahm, was man zur Begründung der Ansicht, nach Köln gehöre die Rheinuniversität, vorbrachte, was man über den Plan zum Fortbaue des Domes, über die Hebung von Handel, Gewerbe, Kunst und Wissenschaft, über den bevorstehenden reichstädtisch glänzenden Empfang äußerte, welchen man der Rückkunft des großen herrlichen Bildes von Rubens bereitete, nur mit dem Gerede über große Politik und mit der Klage, daß Köln nicht wieder, wie Frankfurt, Reichsstadt geworden, durfte man ihm nicht kommen.

Vom 27. Juli, einem Donnerstag, heißt es in Goethes Tagebuch: „Um die Stadt gefahren, Besuche, Bilder. Wallrafs angefüllte Wohnung, Gebäude, Schulrektor. Auf Bonn.*) Fuchs begleitete.“ Die Fahrt am Rhein vorüber um die ganze Stadt

in ihm suchten und nicht auf seine zufällige Lage und Stimmung Rücksicht nahmen.

*) Auch Bonn' ist Druckfehler. Der Goethe-Boisjersche Briefwechsel ist leider durch manche Druckfehler und Ungenauigkeiten entstellt, wie mir Professor Hüffer mittheilt. Wir bemerken hier nur, daß der Brief, welcher die Tagebuchbemerkungen enthält (vgl. S. 108), auf der Adresse noch die Worte zeigt: „Antwort durch den Ueberbringer erbittend.“

dürfte man am frühen Morgen gemacht haben, wohl in Wallrafs Begleitung; sodann begab man sich in dessen Wohnung, welche das Labyrinth seiner Sammlungen enthielt. Diese befand sich ganz in der Nähe des Domes, dem Ausgange der Hochstraße gegenüber, am Hofe No. 1, in der frühern Dompropstei, die später niedergelegt wurde; der Platz blieb unbebaut und ward zu dem jetzigen Wallrafsplatz erweitert. Der Dompropst und Domkustos Graf von Dettingen hatte, als er vor den Franzosen nach Schwaben flüchtete, Wallraf die schon damals auffällige und von ihm selbst nie bezogene Dompropstei für sich und seine Sammlungen eingeräumt. Zur französischen Zeit wurde in das Erdgeschoß eine Gensdarmierkaserne verlegt, die für die obern Räume verlangte Miete später Wallraf erlassen, und so blieb dieser auch nach der preussischen Besetzung der Stadt in miethfreiem Besitze. Wie manches Goethe auch in diesem wüsten Labyrinth anzog, die Unordnung und Vernachlässigung stieß ihn ab und erregte den lebhaften Wunsch, daß das mit so unendlicher Ausdauer, Aufopferung und Liebe Gesammelte sich bald einer des so reichen Schatzes würdigen Pflege erfreuen möchte, wie wenig Aussicht sich auch zunächst zeigte, der mit allen Fasern seines Daseins an diesem in einem langen Leben zusammengebrachten Besitzthum hängende Nestor der kölnischen Gelehrten werde sich davon trennen. Zunächst kam die Frage nach einem andern Gebäude in Anregung, in welchem eine übersichtlichere und würdigere Aufstellung möglich sei, wobei der Räume des alten Jesuitenkollegiums neben der Kirche gedacht wurde. Das wüßte Durcheinander einer Trödlerbude, in welcher Goethe die Sammlungen sah, scheint um so auffallender, als Grootte im vorigen Herbst, wo es sich um die Uebernahme der Sammlungen für die künftige Hochschule handelte, zum Zwecke der Inventarisirung und Taxirung das Chaos in vierzehn Tagen so weit gelichtet hatte, „daß alle Gemälde in ein Zimmer allein gestellt, aufgeschrieben und nach Schulen geordnet waren, ebenso die Kupfer, die Zeichnungen und endlich die Antiquitäten“, wodurch Wallrafs Haus ein ganz neues Ansehen bekam, wie Grootte den 15. November 1814 an Voisserée berichtete. Aber die liebe Unordnung hatte sich seitdem wieder eingestellt.

Von Wallrafs Sammlungen ging es die Hochstraße herab nach

dem zu seiner Verzweiflung am vorigen Tage übergangenen Fochem, den Goethes Tagebuch (des Namens erinnerte er sich nicht mehr) irrig als Schulrektor bezeichnet. Es ist uns vergönnt, über diesen Besuch einen köstlichen Brief des jetzt übergelücklichen Rektors vom folgenden Tage an Freund Grootte mitzutheilen. Er schreibt: Hochwohlgeborener! Herr von Stein und Goethe sind vierundzwanzig Stunden länger geblieben und haben auch mir, begleitet von Wallraf und Maler Fuchs, einen anderthalbstündigen Besuch geschenkt. Goethe räsonnirte beständig und predigte dem Minister vor. Von den alten Bildern sagten beide, daß sie überaus schön und mein Manuskript*) etwas Künstliches wäre. Bei nichts indessen verweilten sie so wie auf dem andern Zimmer bei einem Raphael. Sie nahmen Stühle, standen wieder auf, setzten sich wieder; Goethe schüttelte den Kopf und sagte endlich, dies wäre ein königliches Bild: und dies alles in Gegenwart von Wallraf und Fuchs. Beim Weggehen sprach Goethe viel vom Verdienste, das ich mir durch die Rettung dieser alten Werke gemacht hätte, und welches von oben belohnt werden müßte. Herr von Stein, der mich durch Görres schon kannte, fügte hinzu, dies wäre schon eingeleitet und hätte keinen Anstand mehr. Herr Goedecke, ein Kaufmann von hier, der sie in seinem Wagen herumfahren ließ und mein Nachbar ist, sagte mir nachher, daß Goethe sich geäußert hätte, die Sammlung des Herrn Voisseré überträte die meinige nur in der Menge, und ich hätte mit sehr großer Auswahl und Sachkenntniß gesammelt!!!**) Das wollen wir so liegen lassen; daß es mir aber Spaß und Freude macht, können Sie wohl denken, besonders in Hinsicht meines Manuskripts, wovon Wallraf sagen durfte, dergleichen hätten die Nonnen viele geklatscht. Ich meinerseits ließ es auch nicht an Komplimenten fehlen. Ich äußerte sehr lebhaft, es sei mein Stolz und mein Glück, zwei Männer zu besitzen, von denen ich mit einem der berühmtesten

*) Diese wahrscheinlich aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammende Handschrift war ein reich mit Miniaturbildern und sonstigem Schmuckwerk ausgestattetes lateinisches Gebetbuch, über welches Grootte in dem weiter unten anzuführenden Taschenbuch S. 207 ff. berichtete.

**) Die Ausrufungszeichen gehören dem triumphirenden, sich selbst arg täuschenden Briefsteller an.

Klassiker sagen dürfte: Unus sufficit orbi — ein Kompliment, welches Goethe fast außer sich brachte. Dieser letzte ist zwar ein schon alter, aber gefester, fester, sinniger, sublimer Mann. Von Stein hat hinten und vorn Argusaugen, ist ganz in die Hofränke und politischen Vocksprünge eingeweicht, aber kräftig von Ausdruck. Er sprach von der großen Freundschaft, die ich ihm durch die Erlaubniß, meinen Max kopiren zu lassen, zeigen würde. Goethe lobte unser Bestreben in der Herausgabe des Taschenbuchs*) und sagte: „Nun, das ist brav, das heißt doch etwas gethan! Es fängt an zu tagen, und Sie haben das Verdienst, die Rebel zu durchbrechen. Fahren Sie fort u.“ Ich hätte mich beinahe erkühnt, Ihn um einen Beitrag zu bitten. Beim Abschiede versprachen sie, im Zurückkommen**) wieder bei mir anzusprechen. Nur ein Theil verarge ich Ihnen, Sie waren so unhöflich, mit Ihren beschmutzten Stiefeln auf meine seidenen Stühle zu steigen, um die Bilder, besonders die Gefangennahme, in der Nähe zu betrachten. Für heute genug, morgen ein Mehreres.“ Eitelste Ruhmredigkeit spricht aus dem ganzen Briefe, wie auch völlige Anzulänglichkeit zu irgend lebendiger Auffassung der bedeutendsten Männer, die durch die Lappen gewöhnlicher Redensarten, ja aus der Luft gegriffener Züge schlecht verdeckt wird. Goethes und Steins Aeußerungen sind nichts weniger als treu wiedergegeben, ganz nach dem Wunsche des auf eine Auszeichnung hoffenden Rectors gemodelt. Doch ist das Thatsächliche meist nicht zu bezweifeln, wenn auch Jochem in diesem Briefe mehr sich selbst als seinen ehrenvollen Besuch nach dem Leben gezeichnet hat.

Mit besonderm Antheil sah Goethe auch die römischen Alterthümer, die man bei dem seit dem 17. April unter Leitung des

*) Zu einem 'Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst auf das Jahr 1816' hatte sich Grootte mit Görres, von Schenkendorf, von der Hagen, Carove u. A. verbunden, auch Wallraf einen Beitrag zugesagt. Jochem lieferte dazu nichts als sein kostbares Manuscript, aus dem Bedenkamp zwei Bilder zeichnete, die Thelott in Düsseldorf für das Taschenbuch stach, selbst die Beschreibung seines Kleinods überließ er Grootte. Eben dieser in rothsammetnem, mit Silber reich gesticktem Einbände prangende Oktavband mit den köstlichsten Miniaturen wird die Rede auf das Taschenbuch gebracht haben.

**) Von der Reise nach Paris; denn Jochem glaubte, Goethe gehe, mit Stein nach Paris, wahrscheinlich auch, sie seien eben auf der Reise dorthin.

Ingenieurgenerals Gustav von Rauch eifrig betriebenen Festungsbau aufgefunden; sie waren in Rauchs Wohnung mit der Bestimmung aufgestellt, daß sie Köln verbleiben sollten. Rauch wohnte wohl nicht weit von Fochem in dem später dem Direktor des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums eingeräumten Gebäude Severinstraße No. 225, wo 1813 die Direction du Génie et des fortifications und die Wohnung des Colonel-Directeur au Corps imperial du Génie war. Wie in „Kunst und Alterthum“, so pries Goethe auch gegen Boisseree diese Beachtung der vaterländischen Alterthümer.

Bei der kurzen Zeit war es den Reisenden nicht vergönnt, die bedeutendsten Kirchen zu sehen und alle in Köln lebenden Künstler mit ihrem Besuche zu beehren. So finden wir auch des begabten Bildhauers Peter Joseph Zmhof nicht gedacht, der in nächster Zeit manches für Steins vaterländischen Thurm lieferte. Er wohnte damals in dem Hause Streitzeuggasse No. 36 und litt, nach seinen öffentlichen Anzeigen, unter dem Mangel an Bestellungen. Auch daß Goethe das Tabachsche Familienbild wiedergesehen, wird nicht ausdrücklich bemerkt, wenn er auch später den Wunsch einer Einverleibung desselben in eine für Köln zu hoffende öffentliche Anstalt (leider vergebens) äußerte. Nach Deutz kam er nicht, wo er gern den Medizinalrath Dr. Günther besucht hätte. Dieser hatte vernommen, daß Goethe sich über einige seiner in Zeitschriften erschienenen ästhetischen Aufsätze nicht ungünstig geäußert habe, was ihn denn veranlaßt hatte, dem großen Dichter dankbar auszusprechen, welche Anregung er seinen Schriften schulde. Bald nach der Rückkehr (am 10. August) meldete ihm Goethe, daß er an dem ihm zugeordneten Besuche gehindert worden, zugleich mit seinem „verbindlichsten“ Dank und dem Ausdruck der Freude, „seine spätern Tage durch glückliche Wirkungen belebt zu sehen, die er auf jüngere Männer hervorgebracht“. Natürlich konnte er damals noch weniger einen Abstecher nach Düsseldorf machen. Und doch hat es die Goethe mißgünstige ältere Halbschwester Jacobis Lene diesem sehr verdacht, daß er damals nicht die jetzt in Düsseldorf wohnende zweite Frau seines Schwagers Schlosser, die ihm einst so nahestehende Johanna Fahlmer, aufgesucht. Es ist sehr die Frage, ob er wußte, wo diese sich damals befand oder sich dessen erinnerte. Auch stand er mit ihr lange außer jeder

Verbindung. Und er durfte sich auf dieser zur Einsicht der Kunstwerke der Rheinlande mit Stein unternommenen Reise von diesem nicht trennen.*)

Zu seiner großen Freude hatte Goethe in Köln ein frisches, freies Streben und alle Erfordernisse zu einem neuen, der großen Vergangenheit würdigen Aufschwung der Kunst, der Wissenschaft und des Handels gefunden; auch schien ihm der überkommene republikanische Geist recht förderlich, wenn er sich nur nicht die staatliche Leitung anmaßen wollte. Die meisten, mit denen die beiden Excellenzen verkehrten, hatten sich dieser Bekanntschaft zu erfreuen, mochte auch Wallraf sich von dem mit seinen Anschauungen wenig übereinstimmenden und kaum darauf achtenden Freunde Boissierées bei aller äußern Höflichkeit nicht ganz befriedigt finden. Arndt schrieb Tags darauf an Charlotte von Kathen: „Dieser Tage war unser Stein mit Goethen hier beisammen und haben eine sehr lebendige Theilnahme erregt.“ Die Kölnische Zeitung berichtete nichts weiter, als daß sie am 27. „nach Wiesbaden“ zurückgekehrt seien.

Am Abend dieses Tages fuhren Goethe und Stein in Begleitung des Malers Fuchs, wohl mit Extrapost, nach Bonn. Goethes Bericht vom folgenden Tage lautet: „Kanonikus Pic. Mittag Andernach. Ueber Laachen (so!), die Steinbrüche, nach Koblenz.“ In „Kunst und Alterthum“ schrieb er später: „Nach aufmerkamer Betrachtung einiger Kirchen und des öffentlich ausgestellten antiken Monuments unterhielt in Bonn die Durchreisenden eine Sammlung des Herrn Kanonikus Pic.“ Unter den „mehrern Kirchen“ sind wohl das der Sage nach von der Kaiserin Helena gegründete Münster mit seinem stolz sich erhebenden Mittelthurme, die Remigiuskirche mit dem Altarbilde von Spielberg und die Jesuitenkirche gemeint. Das „öffentlich ausgestellte antike Monument“ wird von Fr. Strehlke seltsamer Weise auf „die Bildsäule der Helena“, die im Münster steht, bezogen; offenbar ist der auf dem Remigiusplatz (Römerplatz) seit 1809 aufgestellte römische Altar der Victoria (jetzt im „rheinischen Museum vaterländischer Alterthümer bei der

*) Ulrichs „Briefe Goethes an Johanna Fahlmer“ S. 12 hat dies nicht beachtet, noch weniger Scherer in dem Aufsätze „Goethe und Adelaide“ (Im neuen Reich 1875 S. 859).

Universität Bonn“) gemeint. Auch des herrlichen Anblicks vom „alten Zolle“ (der „Terrasse des Schloßgartens“) gedenkt Goethe in „Kunst und Alterthum“; er fand sie so entzückend, daß man sich kaum eines Versuchs enthalten könne, sie mit Mühe zu beschreiben. Dort „besprach man die Ansprüche Bonns auf die Rheinuniversität“. Goethe konnte den Einwohnern, welche die reizend gelegene Stadt dazu besonders geeignet hielten, nicht Unrecht geben. Wer den Reisenden diese Ansprüche der Stadt entwickelt, hören wir nicht; man könnte zunächst an den Kreisdirector Rehsues denken, der auch in einer in Köln bitter empfundenen Schrift öffentlich für Bonn aufgetreten war. Besonders erfreulich war für Goethe der Besuch der Sammlungen des muntern und geistreichen Kanonikus Franz Pick. Dieser selbst wie seine Sammlung bildete das volle Gegenstück zu dem ihm befreundeten, drei Jahre ältern Kanonikus Wallraf, dem bei seiner Leidenschaft des Sammelns, seiner begeisterten Liebe zur Vaterstadt und seinem phantastischen Schwärmen gerade die innere Sammlung eines des Genusses sich rein freuenden Geistes abging. Pick hatte als geschmackvoller, heiterer und gern Heiterkeit um sich verbreitender Mann Haus und Garten mit seinen mannigfaltigen Schätzen in einer Weise ausgeschmückt, daß alles einzelne durch den angewiesenen Platz und seine Umgebung gehoben wurde und den Besucher auf das anmuthigste ansprach.*) Alle Ein- und Ausgänge waren mit sinnigen oder launigen Inschriften versehen, was zu manchen heitern Scherzen Veranlassung gab, wovon Berghauptmann Röggerath viel zu erzählen wußte; leider kam dieser nicht dazu, meinen Wunsch einer schriftlichen Mittheilung zu erfüllen. Ueber dem Eingang zur Bibliothek las man:

„Kein Griechisch und Latein!“
Schreit Pastor Foglio.
„Kein Griechisch und Latein!“
Die Heiden sprechen so.“

Als Goethe unter einer Thüre stand, las er über sich den Spruch

Nullum grande ingenium
Sine mixtura dementiae.

*) Vgl. L. Kaufmann in den „Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein“ XXI. XXII, 12.

Auf seine Frage, ob dies auch von ihm gelte, lautete Pichs rasche Antwort: „Nulla regula sine exceptione.“ Goethe, der den wunderlichen aus Straßburg nach Frankfurt übergesiedelten Arzt Christian Ehrmann aufgefordert hatte, auch ihn in seinen Orden der verrückten Hofräthe aufzunehmen, doch mit einem guten ob [mit ob führt das lateinische Diplom den Grund der Aufnahme an*]), nahm dies am wenigsten übel. Höchlich erregte es diesen, daß auch eine gewisse Bedürfnisanstalt ihres weisen Spruches nicht ermangelte. Den anziehendsten Anblick boten die Hauskapelle und die an den Weg stoßende Terrasse, in deren Nähe man den Extrapostrwagen bestellt hatte, der die von dem guten Kanonikus Pich ganz erfüllten Reisenden nach Andernach entführte. Von Andernach kamen sie zu den Niedermendiger Steinbrüchen. Was Goethe dort sah, konnte ihn nicht überzeugen, daß hier vulkanische Wirkungen, die er z. B. in Böhmen nicht leugnete, wirklich vorlägen; es werde dem Vulkanismus, meinte er, schwerer als dem Neptunismus fallen, die Mendigersteine als Lava durchzuführen und vollständig zu erklären, wie sie geflossen und wie sie dahin gekommen. Abends gelangten sie nach Koblenz.

Die Tagebuchangabe vom 29. lautet: „Frühstück auf der Karthause, veranstaltet durch Görres und Familie. Zu Wagen ferner. Nach Nassau.“ In „Kunst und Alterthum“ gedenkt Goethe des Blickes von der Karthaus auf die köstliche Lage der Stadt und deren reiche Umgebung, auch der schönen Straßen und Gebäude und des weitläufigen Schlosses (vgl. S. 48.) Von Görres wollte man Näheres über den Stand von Kunst und Wissenschaft erkunden. In Nassau forderte Stein den Dichter zu einem an Hardenberg zu sendenden Bericht über die Kunst und die Alterthümer im Rheinlande auf. Den 31. speiste Goethe Mittags in Schwalbach, von wo er Abends nach Wiesbaden zurückkehrte. Am folgenden Morgen fandte er einen Boten an den in Schlangenbad weilenden Boiffereé. Nach Mittheilung seines kurzen Tagebuches, das des Auftrages von Stein gar nicht gedenkt, schrieb er diesem: „Daß ich nach allem

*) Er erhielt später ob Orientalismum occidentalem wegen des „westöstlichen Divans“; ein früher im gegebenes ob soll wegen seiner Unverständlichkeit zurückgenommen worden sein.

diesem Sie verfehlen mußte*), war mir sehr schmerzlich. Bis Sonntag den 5. bleib' ich hier, dann wohl noch acht Tage in Frankfurt. Uns zu besprechen ist höchst nöthig, wär' es nur eine Stunde. Herzlichst." Denselben Tag meldet er dem Minister Voigt in Weimar: eine achttägige Reise, deren Diarium sein Sohn August vorlegen werde, sei sehr fruchtbar an Vergnügen und Belehrung gewesen; daß er mit Herrn von Stein in so nahe Berührung gekommen, sei für ihn in vielfachem Sinne sehr bedeutend, und es würden sich aus diesem Anfange für ihn und andere gewiß erfreuliche Folgen ergeben. Sein Brief traf Boisseree erst, als dieser Abends nach Schwalbach zurückkehrte, wo er vernahm, Goethe habe dort den vorigen Mittag gespeist. Den folgenden Tag kam er nach Wiesbaden, wo er blieb, bis er mit Goethe nach Frankfurt ging. Dieser theilte ihm Steins Aufforderung mit, berichtete über das, was er in Köln gesehen, und nahm wegen des abzufassenden Berichtes seinen Rath in Anspruch. Da der wesentlich bei der Sache betheiligte jüngere Freund der Ansicht war, er dürfe, um dem nächsten Parteiwesen zu entgehen, Steins gar nicht gedenken, sondern müsse sich geradezu an den Fürsten Hardenberg wenden, bei dem er wegen seines politischen Benehmens wohl angeschrieben sei, sprach er den Gedanken aus, den Bericht zugleich an Metternich zu schicken, dem er noch wegen des vor kurzem ihm erteilten Leopoldsordens zu danken habe. Hauptgrundsatz müsse sein, daß jede Stadt ihre Kunstwerke und Alterthümer behalte und wiederbekomme, aber ein Mittelpunkt gegeben werde, von wo aus die Ueberwachung des Ganzen stattfinde. Von allem, was Einzelne gethan und was mit der Unterstützung der Regierung zu erwarten sei, wolle er reden; man solle nur Malern und Künstlern zu leben geben, mit Kunstschulen werde nichts erreicht. Dagegen ging er auf Boisserees Plan einer deutschen Gesellschaft für Alterthum und Kunst, bei welcher es auf Sammlung ankomme, anerkennend ein, nur sollte die Regierung keinen Antheil daran haben, ihr bloß volle Freiheit gestatten und sie begünstigen. Das Schema des Berichtes ward am folgenden Tage näher besprochen;

*) Soll wohl heißen „Sie... mich verfehlen mußten“. Boisseree war nach Schlangenbad gereist und hatte Goethe in Wiesbaden besuchen wollen, da er glaubte, er sei schon von seiner Gebirgsreise zurück.

beide sollten die Ausarbeitung für sich beginnen. Den 4. äußerte Goethe, der heilige Geist habe ihm offenbart, daß sie die Entwürfe erst in Wiesbaden fertig machen und deshalb noch acht Tage verweilen müßten, ehe sie nach Frankfurt gingen. Stein kam Tags darauf selbst nach Wiesbaden, wo Boisseree ihm dankte, daß er Goethe nach Köln geführt habe. Auch Staatsrath von Süvern, der mit der Ordnung des kölnischen Schulwesens und der Frage der rheinischen Hochschule betraut war, fand sich in Wiesbaden ein und besprach sich mit Goethe und dessen jüngerm Freunde. Am 9. dankte Goethe in einem höflichen Briefe Wallraf für die ihm in Köln erzeigten Gefälligkeiten. „Ew. Wohlgeboren bin ich bei meinem kurzen Aufenthalt in Köln so viel schuldig geworden,“ schrieb er, „daß ich diese Gegenden nicht verlassen darf, ohne meinen lebhaftesten Dank aufrichtig zu wiederholen. Ihre ausgebreiteten Kenntnisse, Ihr geistreicher Blick in die Kunstfordernisse haben wir in wenigen Stunden so manche frohe und bedeutende Ansicht gegeben, daß ich nichts mehr bedauere, als Ihres heitern und mittheilenden Umgangs nicht länger genossen, besonders aber auch Dero eigene Kunstschätze nicht gründlicher durchschaut zu haben. Lassen Sie mich bei meiner nächsten Wiederkehr auf einen gleichen freundlichen Empfang hoffen und empfehlen mich zu derselben Gunst allen Freunden, Künstlern und Kunstliebhabern. Möge mein Andenken in jenem schönen Kreise immer lebendig bleiben! Ergebenst verbunden.“ Dies war der freundliche Abschiedsbrief an die kölnischen Freunde, deren Altmeister der mit möglichstem Lobe zu begrüßende Wallraf war. Zwei Tage später war Boisserees Entwurf fertig. In Mainz, wohin beide in der Frühe des 12. fuhren, wurden die Gemälde und Alterthümer des Bibliothekars Professor Lehné besucht. Nachmittags gingen sie mit diesem in zwei andere Gemäldeansammlungen, darauf in den noch halb als Getreidemagazin dienenden Dom, später nach den Trümmern des römischen Lagers und der Wasserleitung bei Zahlbach. In einem nahegelegenen Weingarten belehrte der taube Professor zu Goethes Ergeßen seinen Freund, daß es mit der gothischen Baukunst nichts sei. Als sie am andern Morgen nach Frankfurt fuhren, erklärte sich Goethe entschieden gegen die von Boisseree in Anregung gebrachte Ueberfiedelung nach Weimar, wo sie keinen Ersatz für das schauriche

und mannigfach bewegte Leben Kölns finden würden. Auf der Gerbermühle bei Frankfurt beschäftigte sich Goethe, der hier das anziehende Verhältniß zu seiner dichterisch begabten Sulika, der Gattin seines freundlichen Wirthes von Willemer, weiter fortspann, sehr lebhaft mit Boissérées Entwurf, den er auf seine Weise ausführen wollte, damit es eine Komposition in rhetorischer Form werde. Boissérée erfreute ihn mit einigen römischen Töpfen, Lampen und Krügelchen nebst Asche, die ihm Lehné für den Dichter überließ.*) An seinem Geburtstag las er dem jüngern Freunde, der ihn herzlich beglückwünscht, auch mit einem Abdruck der heiligen Barbara von Eyck und den ersten Versen, die er in seinem Leben gemacht hatte, beschenkte, dasjenige vor, was er von Köln geschrieben hatte. Den jungen Freund „muthete es an, wie ein Kapitel aus seinem Leben“. Dieser sollte ihm zu seinem Berichte das liefern, was er über seine Sammlung gesagt wünschte. Als der eben zum Oberpräsidenten des Großherzogthums Niederrhein ernannte Reichsgraf Solms von Laubach Boissérée in Frankfurt versichert hatte, es würden ihnen nächstens Anträge von der preußischen Regierung zugehen, meinte Goethe, sie bedürften jetzt seiner nicht mehr, er könne seine Schrift ruhen lassen, was dieser freilich nicht zugeben wollte. Der Bericht sollte die Ueberschrift führen „Von Kunst und Alterthum im südwestlichen Deutschland“, doch bestand Boissérée darauf, daß der Rhein genannt werden müsse; dann dürfe aber auch der Main**) nicht vergessen werden, meinte Goethe. Wiederholt lehnte Goethe Boissérées Gedanken an eine Uebersiedelung nach Weimar ab; auch nach Frankfurt dürften sie nicht, sie müßten durchaus nach Köln, unter eine monarchische Regierung, die ihre Zwecke mächtiger fördern könne. Unter dem 16.***) schreibt Boissérée: „Goethe liest mir, was er von den Steinmeßen geschrieben. Die kölnner Reise. Wallraf. Die Kapelle. Von Fuchs†). Von uns. Vom Dom. Ausbau

*) Vgl. Schuchardt II S. 333, Nro. 85. Auch Nro. 86—88 und S. 332 Nro. 71—74 mögen von dort stammen.

**) Hier steht in Boissérées Tagebuch der sinnlose Druckfehler „Meyer“.

***) „Sonntag den 9.“, und die weitem Datirungen sind irrig.

†) So ist zu lesen statt „Die Kapelle von Fuchs“. Unter „der Kapelle“ meint Boissérée die Nachahmung einer Hauskapelle als Dekoration.

desselben. Kanonikus Pic. Von Frankfurt hat er ein dickes Heft, will aber noch nichts lesen lassen." Man könnte daraus schließen wollen, die Anordnung sei damals noch eine andere gewesen, bedächte man nicht, daß Boisseree dies aus dem Gedächtnisse schrieb. Der Anfang ward fast ganz unverändert später gedruckt. Der Dichter begleitete Boisseree nach Heidelberg, wo er beim Anblicke des Domrisses ganz neue Aufschlüsse über Architektur erhielt. Jetzt erst begreife er recht, äußerte er, warum Boisseree den kölnner Dom für das Höchste in seiner Art erkläre; er sehe, wie alles andere dagegen verschwinde, wie ein Prinzip mit der größten Konsequenz darin durchgeführt sei, doch hielt er es noch nicht an der Zeit, dieses auszusprechen. Als von ihren Wünschen für die Zukunft die Rede war, meinte er, man müsse von Frankfurt aus immer den Rhein auf- und abwärts fahren und so sein Wesen treiben. Daß er nach Köln gegangen sei, empfand er als ein wahres Glück. Der Herzog hatte gewünscht, er möge noch einmal zu ihm nach Frankfurt kommen, wo er den eben von Paris zurückkehrenden Stein sprechen wollte, aber am 6. Oktober fühlte er sich so krankhaft aufgereggt, daß es ihn zur raschen Heimkehr trieb; den Domriß nahm er mit. So endete dieser höchst bedeutende Ausflug an den Rhein auf etwas unbehagliche Weise. Die vielen neuen Eindrücke, die Goethe empfangen, in Verbindung mit der leidenschaftlichen Neigung zu seiner Suleika, hatten den Dichter zu sehr angegriffen, so daß er einen Rückschlag fürchtete. Aber bald stellte sich seine Natur wieder her, und unter den angenehmsten Erinnerungen, die ihm von der Reise geblieben, standen neben Suleika, Boisserees Sammlung und Steins Bekanntschaft die Tage, die er mit dem deutschen Staatsmanne in dem zu neuem Leben berufenen Köln genossen.

In Weimar war des Dichters erste Arbeit die Durchsicht der „Reise am Rhein und Main“, deren Anfang wenig verändert zu werden brauchte. Goethe benutzte dazu auch Dielhelms „Rheinischen Antiquarius“. Vor dem Erscheinen des Aufsatzes, der langsam in die Druckerei wanderte, wollte er eine Anzeige desselben ins „Morgenblatt“ geben, und dazu alles benutzen, was er bei Seite gelassen, das nur Ange deutete deutlicher aussprechen. „Und so müßte es nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn der löbliche Zweck verfehlt

würde," schrieb er an Boisseree, „wenn unsere patriotischen Feuerchen, die wir auf so vielen Bergen und Hügeln des Rheins und Mains anzünden, nicht auch patriotische Gefinnungen erregen und glücklich fortwirken sollten.“ So war er sich des schönsten vaterländischen Zweckes, der Förderung der Kunst an beiden Flüssen bewußt, und besonders war es Boisserees Vaterstadt, für die er bestens zu wirken gedachte, wenn er auch die dort so leidenschaftlich gewünschte Hochschule ihr nicht ohne weiteres zuerkennen konnte. Die Rückkehr des Großherzogs, der mit Stein kurz vorher das von ihm sehr geliebte Köln besucht hatte, brachte ihm die alte Reichsstadt mit allen ihren Schätzen und dem neuerwachten Streben wieder in frischeste Erinnerung.

Während der Köln und Bonn behandelnde Anfang der „Reise“ in der Druckerei war, ließ ihn Saatsminister Schuckmann durch Sävern um Mittheilung seiner daselbst gemachten Beobachtungen ersuchen. Schon am 1. November antwortete er: er habe eine Schrift dem Drucke zu übergeben begonnen, in welcher er über die merkwürdigsten Orte von Köln rhein- und mainaufwärts bis Basel und Aachenburg theils nach eigener Anschauung, theils nach erhaltenen Berichten gehandelt; die nach und nach fertig werdenden Bogen werde er zu übersenden sich erlauben. „Bei meinem Aufenthalt in Köln“, schrieb er, „sah ich unter den Einwohnern sehr viel Neigung und Freude an Kunst und Alterthum, bedeutende Reste ältern Besitzes, Lust zu sammeln, zu erhalten, zu benutzen und zu genießen, zugleich einen Durst nach Wissenschaft, das Gefühl des Bedürfnisses einer höheren Ausbildung. Wie diese schönen, aber zerstreut liegenden Elemente zu vereinigen sein möchten, darüber wurde vielfach verhandelt, und man verlangte zuletzt, daß ich aufzeichnen sollte, was ich gesehen und erfahren, gehört und gedacht, was vorhanden, was erwartet, was geäußert und gehofft werde.“ Geschickt wird hier verschwiegen, daß die Anregung dazu von Stein ausgegangen und Boisseree sich dabei lebhaft betheiliget habe. Als er drei Tage später den ersten beim Anfange der Besprechung des Doms abbrechenden Druckbogen übersandte, bemerkte er, es seien diese Blätter bloß ein exoterischer Text, über den man, wenn er von einigem Nutzen sein sollte, mit Personen von Ansehen und Ein-

fluß vertraulich kommunizieren müsse, was er denn in Bezug auf Köln zu thun nicht anstand. „Ohne mich voreilig*) in die Frage einzulassen, inwiefern die Kölner hoffen können, des Wunsches theilhaft zu werden, die Universität in ihren Mauern zu sehen, so darf ich wohl voraussetzen, daß die Sammlungen von dem, was zu Kunst und Alterthum gerechnet wird, daselbst ihren Hauptsitz finden werden. Deshalb wäre zuvörderst ein geräumiges Lokal auszumitteln. In dem Gebäude, welches sonst den Jesuiten angehörte, soll, außer der schon dorthin verlegten Schulanstalt, noch Raum genug sein. Doch wäre vielleicht nicht einmal darauf zu bestehen, alles unter einem Dache zu versammeln. Es gibt in Köln mehrere große Häuser, welche wohl irgend eine Abtheilung des Museums fassen könnten. Doch werden dieses die dortigen Behörden näher beurtheilen. Der zweite Punkt betrifft die Sammlung des Herrn Kanonikus Wallraf, mit welchem man baldmöglichst eine Unterhandlung zu eröffnen hätte, um die von demselben aufgehäuften Schätze dem öffentlichen Wesen für die Zukunft zu sichern und auch schon gegenwärtig auf diesen wunderlichen Mann einigen Einfluß zu gewinnen. Er gehört nämlich zu den Personen, die, bei einer grenzenlosen Neigung zum Besitz, ohne methodischen Geist, ohne Ordnungsliebe geboren sind, ja die eine Scheu anwandelt, wenn nur von weitem an Sonderung, schickliche Disposition und reinliche Aufbewahrung gerührt wird. Der chaotische Zustand ist nicht denkbar, in welchem die kostbarsten Gegenstände der Natur, der Kunst und des Alterthums übereinander stehen, liegen, hängen und sich untereinander umhertreiben. Wie ein Drache bewahrt er diese Schätze, ohne zu fühlen, daß Tag für Tag etwas Treffliches und Würdiges durch Staub und Moder, durch Schieben, Reiben und Stoßen einen großen Theil seines Werthes verliert.**) Die Negotiation selbst, wodurch diese Masse in landesherrlichen Besitz käme,

*) Er war eben darüber nicht befragt worden.

**) In den von Dr. L. Emen herausgegebenen Zeitbildern aus der neuern Geschichte der Stadt Köln, mit besonderer Rücksicht auf F. Fr. Wallraf S. 355 ist in dem Briefe diese Wallraf ungünstige Aeußerung Goethes ohne jede Andeutung einer Lücke weislich unterdrückt.

wird keine großen Schwierigkeiten finden. Er ist bei Jahren, genügsam, seiner Vaterstadt leidenschaftlich ergeben, und wird sich glücklich schätzen, wenn das, was er hier gesammelt, auch künftig an Ort und Stelle zusammen bleiben soll. *) Schwieriger aber, ja kaum zu lösen wird man die Aufgabe finden, diese Dinge ihm aus den Händen zu ziehen, Einfluß zu gewinnen auf Ordnung derselben, und eine Uebergabe einzuleiten, wo derjenige, der das Ganze übernimmt, sich nur einigermaßen legitimiren kann, was er denn erhalten.“ Goethe beruft sich hierbei auf den vielen Verdruß, den er in Jena zwanzig Jahre lang mit einem ähnlichen Manne, Hofrath Büttner aus Göttingen, gehabt, der seine Bibliothek dem Herzoge gegen eine jährliche Rente überlassen hatte. Hiernach glaube er, daß bei Wallrafs Lebzeiten nicht anders als mit großer Vorsicht und Gewandtheit etwas Schickliches auszurichten sein werde. In ehrenvollster Weise spricht er dann von der in ihrer Art einzigen Sammlung der Gebrüder Boisseree. Die Absicht der Besitzer sei nicht etwa, Conservatoren eines todten Schazes zu sein, sondern eine Anstellung zu finden, in welcher sie durch Kenntnisse und Thätigkeit zum öffentlichen Besten fortwirken könnten. Sie hätten eigentlich nur zwischen Frankfurt und Köln zu wählen; von seiner eigenen Vaterstadt seien bereits Anträge an sie gestellt, er selbst aber habe ein gewisses, von Gründen unterstütztes Gefühl, daß er die Sammler und die Sammlung am liebsten in Köln sähe. Auch sprach er den Wunsch aus, daß eine öffentliche Kasse für das von ihnen herauszugebende bedeutende Kupferwerk über den Dom mit einigem Vorschuß eintrete. Als Goethe einige Wochen später den zweiten, mit Bonn beginnenden Bogen Schuckmann übersenden wollte, wies er wiederholt auf eine Unterstützung des boissereeschen Domwerkes hin, hob die Stiftung zur Unterhaltung und zum Fortbau wenn auch nur einiger Theile des Doms als wichtigste Angelegenheit hervor, und empfahl gleichfalls das von Boisseree vorbereitete Werk über die Geschichte der niederrheinischen Baukunst bis zum

*) Wallraf hatte nach der Taxirung auf eine jährliche Rente von etwa 2000 Thaler gerechnet, aber seine Hauptbedingung war, daß die Sammlung zum öffentlichen Gebrauch einer Hochschule in Köln erworben werde.

13. Jahrhundert. In seinen zusätzlichen Bemerkungen fortfahrend, äußerte er: „Vielleicht wäre es gefällig, dem Domvikarius Hardy, den wir wohl nicht lange mehr besitzen werden*), etwas Freundliches zu erzeigen. Er würde sich geehrt und gefördert finden, wenn man ein halbes Duzend seiner Wachsbilder bestellte und sie einstweilen bei einem dortigen Vorgesetzten aufbewahren ließe. Ueberhaupt würde es rätlich sein, ein Interimsklokal einzurichten, wohin man schon jetzt manches Vorkommende zu retten Gelegenheit fände. Die Beantwortung der Frage, wie sein Schüler Hagbold, den in fleißiger Ausführung wohl niemand übertrifft, zu beschäftigen und in seiner Kunst zu steigern sei, würde hier zu weit vorgreifen, und dürfte erst später, wenn die Hauptpunkte bestimmt sind, vorzunehmen sein. Die Argumente der Kölner, wodurch sie ihre Wünsche, die Universität in ihren Mauern zu sehen, unterstützen, habe ich nur registriert und redigiert. Der eigentliche Zustand des Herrn Kanonikus Pich in Bonn wäre von dortigen Behörden zuerst genau zu erforschen. Seine Sammlung kann man sich von seinem Hause nicht getrennt denken, sie vom Platze rücken hieße sie zerstören, wie man umgekehrt die Wallrafische translozieren muß, um etwas daraus zu machen.“ So suchte Goethe, so weit er nach seiner Ueberzeugung konnte, für Köln förderlich zu wirken. Von Fochem war keine Rede. Sein Brief blieb, da der Abdruck des zweiten Bogens sich verzögerte, einige Zeit liegen, so daß er bei der Absendung auch den dritten bis Mainz reichenden hinzufügen konnte. Dabei erklärte er, daß vor allem die Entscheidung wegen des Ortes der Hochschule abzuwarten sei; dann würde die Bestimmung eines hinreichenden Lokals und die Einleitung der Unterhandlungen mit den Herren Wallraf, Pich und Boisserée das Nächste sein. Aber in Berlin wollte man die Boisseréische Sammlung in die Residenzstadt ziehen, während die Besitzer sich für den Rhein erklärten, namentlich für Köln, wo sie aber nur dann eine gedeihliche Wirkksamkeit hoffen könnten, wenn dort durch Errichtung einer bedeutenden Hochschule, vielleicht auch durch die Oberregierung der Rheinlande,

*) Er starb im Jahre 1819. Das Beiblatt der kölnischen Zeitung brachte damals einen würdigen Nekrolog.

ein neues Element geistiger Geselligkeit und geistigen Lebens geschaffen sei.

Unter dessen war das kölnische „Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst“ erschienen, das außer Gedichten von Carové, Grooté, von der Hagen und Schenkendorf den „Hugdietrich und Wolfdietrich“ aus dem „Dtnit“ von von der Hagen, ein Märchen von Grimm, altdeutsche Minnelieder von Görres, einen Aufsatz „Ansichten der Kunst des deutschen Mittelalters“ und die Märe „Ita von Toggenburg“ von Carové, ein Drama „Der Geist am Godesberg“ von Grooté und zum Schlusse Wallrafs Abhandlung über das Dombild brachte. Boissérée spottete gegen Goethe über diese Erscheinung, die auch ihm wohl eine ähnliche Schadenfreude gewährt haben möge, wie das Gemälde einer heiligen Familie in altdeutscher Toilette, das er bei Schlosser gesehen hatte. Besonders scharf äußerte er sich über Wallrafs von größter Erkenntniß zeugendem Aufsatz, worin dieser wohlweislich seinen Namen zu nennen vermieden. „O du liebe, heilige Albernheit! Wallraf mag Gott danken, daß ich ein so guter Gesell bin und das Alter ehre; sonst würde ich nicht unterlassen, mein Britschholz zu schwingen.“ Goethe erwiderte, in dem Taschentuche möge hie und da ein Amulet stecken, im ganzen aber könne er darin trotz aller Frömmerei keine wahre Frömmigkeit, d. h. nicht Ernst noch Kritik noch Methode finden, doch bat er Boissérée, sich darüber nicht öffentlich zu äußern, da er offenen Zwiespalt beforgte.

Die Ausführung der „Rheinreise“ hielt, bei manchen zudringenden Geschäften, den alles sorgfältig erwägenden Dichter länger auf, als er gedacht hatte. Erst am 8. Februar 1816 meldete er, das Heftlein, das ein wunderliches Ansehen habe, nahe seinem Ende. Im „Morgenblatt“ gab er in den Nummern vom 9. bis zum 12. März eine vorläufige Anzeige des „so eben“ bei Cotta erscheinenden ersten Heftes „über Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden“. Besonders ausführlich war darin der Auszug aus den über Köln gegebenen Mittheilungen und der Besprechung der Boisséréeschen Sammlung. Als Liebhaber, welche die alten Schätze der Kunst zu retten und zu sammeln bedacht gewesen, wurden „die Herren Gebrüder Boissérée und Bertram, die Herren Walraf, Lieversberg

und Focham (so!)“ genannt, eine Folge, die Wallraf und dessen Freunden nicht behagen konnte. Bitter mußte die auf Wallrafs Abhandlung bezügliche Bemerkung über das Dombild wirken, das- selbe verdiene große Aufmerksamkeit, nur wünsche man, daß es nicht übertrieben erhöht, durch Hymnen versüßlicht und durch enthusiastische Mystik verständigen Kennern widrig gemacht werde. Auch die „Rederei und Verfelei“, deren er gedachte, deutete auf das Taschenbuch hin. Zuletzt sprach er den Wunsch aus, daß eine freundliche Aufnahme des Gegebenen, welches eigentlich nur als fortwährender Dank des Reisenden für so vieles empfangene Gute anzusehen sei, die Fortsetzung befördern möge. Eine solche fand es aber bei seinem erst im Mai erfolgenden Erscheinen am wenigsten in Köln, wo man es Goethe verdachte, daß er entschieden für Boisseree gegen den fast nur als Sammler genannten Wallraf Partei genommen, ja über dessen Beschreibung des Dombildes im Taschenbuch, das „eine sehr willkommene Abbildung dieses vorzüglichen Werkes“ vor Augen lege, die Bemerkung gemacht: „Wir würden sie mit reinem Dank erkennen, wenn nicht darin eine enthusiastische Mystik waltete, unter deren Einfluß weder Kunst noch Wissen gedeihen kann.“ Diese kalte Aufnahme mußte außer Wallraf besonders Eberhard von Grootte treffen, der, als Schenkendorf ihm „recht mit Feuer und Liebe die Befehung Goethes“ vor Boisserees Bildern geschildert, schon geträumt hatte: „Und so sollen also die ‚Propyläen‘ sinken und mit ihnen die Götterbilder in den ‚Elegien‘, und wer weiß, ob statt der ‚Sphigien‘ nicht noch eine große, herrliche christliche Heldin Goethen den Kranz der Unsterblichkeit aufsetzen soll.“ Noch mehr verstimmte die Kölner gegen den großen Dichter, daß derselbe in der brennenden Frage nach dem Sitze der künftigen Hochschule sich nicht entschieden für Köln und gegen Bonn ausgesprochen hatte, da er doch nicht der Regierung vorgreifen wollte, und im Grunde der Ansicht war, Vortheile und Nachtheile hielten sich hier ziemlich die Wage, so daß es für die Sache selbst gleichgültig sei, wie die Entscheidung falle, mußte er auch freilich glauben, daß, wenn es gelingen sollte, die boisseree'sche Sammlung neben der wallraf'schen der Stadt zu gewinnen, dies der Hochschule sehr zu Gute kommen würde. Wenn schon J. Grimm, der damals gegen

Goethe verstimmt war, dessen Unentschiedenheit in dieser Frage auffallend schien, wie groß mußte der Aerger darüber erst in Köln sein, mochte er auch noch so theilnehmend auf die Erhaltung und den Fortbau des Domes hingedeutet, mochte er auch noch so warm der Förderung aller anerkannter Kunstbestrebungen das Wort geredet haben.

Goethe sollte Köln und den Rhein, er sollte auch den Main und Neckar nicht wiedersehen. Der Unfall, der ihn bei der am 20. Juli 1816 mit Meyer angetretenen Reise an den Rhein betraf, bestimmte ihn, nicht bloß in diesem Jahre auf den so sehr erwünschten Ausflug zu verzichten, sondern er scheint denselben als einen Wink des Schicksals betrachtet zu haben, nicht mehr der Heimat sich zuzuwenden, wo er in seiner Vaterstadt eine so außerordentlich liebe Freundin gefunden hatte. Mit Köln kam er zunächst in keine weitere Verbindung. Eberhard von Groote konnte keine Neigung fühlen, dem Dichter seine zur Michaelismesse 1816 erschienene, seinen Freunden gewidmete sonderbare Dichtung „Fausts Versöhnung mit dem Leben“ zuzusenden. Daß das Beiblatt der kölnischen Zeitung die Freundlichkeit hatte, sich am 29. September 1816 Goethes gegen den so härtebeißigen als dummdreisten Beurtheiler von „Dichtung und Wahrheit“ im Edinburgh-Review anzunehmen, erfuhr er wohl ebenso wenig, als er an der Weise, wie es geschah, hätte Freude haben können. Boissereés Sammlung kam nicht nach Köln, wo dieser neben Wallraf kaum eine freundliche Stätte gefunden haben würde, nicht einmal nach Berlin, da die Bestätigung des bereits abgeschlossenen Vertrages leider, wie es zu geschehen pflegt, durch ungehörigen persönlichen Einfluß hintertrieben und die Sache wunderlich verschleppt wurde, bis die Besitzer Weihnachten 1818 die Uebersiedlung der Gemälde nach Stuttgart beschlossen, wo diese vorläufig eine freie Stätte fanden. Auch die Erwerbung der Sammlungen von Wallraf und Picq von Seiten des Staates erfolgte nicht. So wenig hatte Goethes eifriger Wille, zum Besten der rheinischen Kunst zu wirken, sich irgend eines Erfolges in Berlin zu erfreuen, wo man doch seinen Rath sich erbeten hatte. Sein Antheil an Köln schwand unter so vielen andern Bestrebungen und Neigungen, wenn auch seines Großherzogs wieder-

holter Besuch der Stadt im Jahre 1817 ihm die Erinnerung an das rheinische Kunst- und Genußleben wieder auffrischte. Die Frage der Hochschule hatte sich zu Bonn's Gunsten entschieden, und die allgemeine politische Unzufriedenheit, welche die Rheinlande wegen der Verweigerung einer landständischen Verfassung ergriffen hatte, fand in Köln dadurch einen um so fruchtbarern Boden. Was vom Staate in Bezug auf Wallrafs reiche Sammlung versäumt worden, gelang der Stadt. Auf dem Krankenbette hatte Wallraf am 9. Mai 1818 Köln zur Erbin seines Nachlasses eingesetzt, der glücklich Genesene aber ward von seiner Vaterstadt durch die Gewährung einer Jahresrente von 4000 Francs erfreut, welche dieser größtentheils zur Bereicherung seiner leider immer mehr verderbenden Sammlung verwandte. Freilich hatte Graf Solms dafür gesorgt, daß zwei Zimmer des Jesuitenklosters zur Aufstellung eines Theils der Sammlung bestimmt wurden; aber dieser kam leider aus dem Regen in die Traufe, da jene Räume bald für Schulzwecke in Anspruch genommen werden mußten, und so die Kunstgegenstände auf Gänge und Speicher verwiesen wurden. Was würde Goethe zu solchem patriotischen Vandalismus gesagt haben!

Im Frühjahr 1819 ging Schillers zweiter Sohn Ernst, der Freund von Goethes August und seinem Schwesterenkel Franz Nicolovius, weil er sich in Weimar zurückgesetzt glaubte, als Assessor nach Köln. Beim Abschiede sprach der Dichter ihm von der Neigung der Rheinländer, sich über politische Dinge frei zu ergehen, was wenig rathsam und förderlich sei, und er bat ihn dringend: „Ernst, vergiß nicht, was ich dir hier sage.“ Zu Köln besuchten ihn im Sommer Franz Nicolovius und seine Tante Frau von Wolzogen, durch welche in Goethe wohl das Bild der Stadt wieder aufgefrischt wurde. Große Freude machte ihm Mollers Facsimile seiner Zeichnung des Doms. „Das hat man hier“, schreibt er den 7. August an Voisserée, „auf Leinwand gezogen, schattirt und illuminirt, wodurch denn ein sehr schöner Begriff uns entgegenkommt. Worin ich besonders die Sagazität des alten Künstlers bewundert habe, ist die schickliche Größe des Maßstabes. In der Entfernung, in der man das Ganze übersehen muß, macht es gerade ein Bild, das sich in der Einbildungskraft an die Stelle der Wirklichkeit setzt, woraus eine sehr

angenehme Befriedigung für Auge und Sinn sich hervorthut.“ Oberbaudirektor Coudray hatte mit einigen Gehülfen dieses perspektivische Bild des Domes auf das schönste zur Darstellung gebracht.

Im Oktober sollte der Dichter durch eine besondere Veranlassung an die Rheinmetropole wieder erinnert werden. Ein Zufall spielte ihm die Handschrift eines lateinischen Büchleins in die Hände, welches die Legende der heiligen Dreikönige und ihres Sternes vom Auszuge der Kinder Israhel aus Aegypten bis zur Verehrung ihrer heiligen Reste in Köln enthielt und mit einem Anrufe an die Dreikönigenstadt schloß, worin diese wegen der ihr von Gott erzeugten Gnade selig gepriesen wurde. Das Büchlein gefiel ihm so sehr, daß er sich nichts Anmuthigeres und Zierlicheres denken zu können glaubte. Boisseree theilte ihm mit, daß es schon längst gedruckt sei und einen Johann von Hildesheim zum Verfasser habe. Bereits im folgenden Jahre gab Goethe in „Kunst und Alterthum“ II, 2 davon ausführliche Kunde. Das Büchlein sei offenbar für Köln geschrieben und auf die Menge berechnet, die sich, ohne den kritischen Zahn zu wehen, an allem erfreue, was der Einbildungskraft aumuthig geboten werde; ins Deutsche übersetzt, würde es sich unmittelbar an die Volksbücher anschließen. Daß es wirklich ein Volksbuch gewesen, entdeckte Simrock erst viel später. Es scheine, bemerkte Goethe weiter, in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts zu fallen, also in die Zeit des Dombildes, und es frage sich, ob noch andere Zeugnisse vorhanden, daß man damals durch wörtliche und bildliche Darstellung die Verehrung dieser heiligen Reliquien wieder zu beleben gesucht. Auf dem Umschlage von II, 3 konnte er Johann von Hildesheim als Verfasser nennen, den er aber noch für den bekannten Bischof jener Stadt hielt; zugleich theilte er mit, das Büchlein sei schon gedruckt. In demselben Hefte gedachte er einer als Titelvignette zu Boisserees Domwerk gestochenen Ansicht der Stadt Köln. „Reich und prächtig breiten sich Stadt und Strom, welcher uns entgegenfließt, vor dem Auge des Beschauers, und einer gedrungenen Häusermenge entsteigt alles überragend das mächtige Domgebäude.“ An Boisseree hatte er am 16. Juli geschrieben, es habe sie sehr gefreut, die Stadt von dieser ganz eigenen Seite so malerisch und zweckgemäß zu sehen. Im folgenden Jahre gab er (III, 1) Kunde von der

durch Boisseree entdeckten deutschen Uebersetzung des Dreikönigenbüchleins; zur Vergleichung sandte er diesem die Handschrift. Gustav Schwab entschloß sich zur Bearbeitung der Legende. Goethe nahm die von Schwab gedichteten Romanzen freundlich auf und schrieb selbst dazu eine Strophe, um deren Aufnahme er bat. Endlich ergab sich, daß der Verfasser der Schrift ein Karmelit aus Westfalen gewesen, der 1375 in Marienau gestorben sei. Der Arbeit von Schwab gedachte darauf in allen Ehren eine „Die heiligen drei Könige noch einmal“ überschriebene Anzeige Goethes im zweitfolgenden Heft von „Kunst und Alterthum“ (1822).

Anfang 1820 hatte Hofrath Dr. Dorow von Hardenberg die Direction eines zu Bonn zu errichtenden vaterländischen und alterthümlichen Museums erhalten, zu welchem dieser seine eigenen im Nassauischen gefundenen Alterthümer schenkte.*) Da Goethe vernahm, Dorow sei in Köln, um dort ein großes Museum zu gründen, so ersuchte er ihn um Nachricht von seinen Bemühungen, damit er derselben in seinen Hefen „über Kunst und Alterthum“ gedenken könne. Dabei bemerkte er: „Da die vorgefundenen Alterthümer besonders in jener Gegend sich unzählige Male wiederholen, so könnten Sie vielleicht einiges zur Vermehrung meiner eigenen Sammlungen in diesem Fache beitragen.“ Wir wissen nicht, inwiefern Dorow auf diesen Wunsch einging, auch nicht, wie Goethe zu den in seiner Sammlung befindlichen Stücken aus Köln gekommen, wobei man an den ihm befreundeten Stadtkommandanten von Ende denken könnte. Nach Schuchardts Verzeichniß von „Goethes Kunstsammlungen“ II, 330 f. enthält dasselbe zwei römische Schalen und ein rundes zierliches Gefäß aus Siegelerde (Nr. 54. 55. 57), die bei dem kölnischen Festungsbau gefunden worden, und er also nicht im Jahre 1814 von Wallraf erhalten hatte. Da sich im Herbst in Köln die Angst verbreitete, man wolle auch Wallrafs Sammlung nach Bonn ziehen, bat dieser schriftlich Dorow, darauf zu dringen, daß das Museum nach Köln komme, wo dessen natürlicher Sitz sei.

*) Er schien Goethe trotz seiner gefälligen Bereitwilligkeit mit Recht „wunderlich, nicht ganz erklärlich“. So nennt er ihn im Brief an Boisseree vom 23. März 1820.

Dieser trat Wallrafs Ansicht bei, da ihm der Aufenthalt in Bonn den Professoren gegenüber schon verleidet war. Wallrafs Behauptung, die Kölner hätten auch Goethe in ihr Interesse gezogen und dieser dafür gestimmt, scheint kaum begründet. Im nächsten Jahre wandten sich viele der gebildetsten Einwohner der Stadt, die unterdessen manche bedeutende Stücke aus Italien für ihre Sammlung erworben hatte, in einer weitläufigen Wallrafs pathetische Salbung nicht verleugnenden Bittschrift an Hardenberg, um diesen zu bestimmen, den Sitz des Centralmuseums nach Köln zu verlegen. Auch die Regierung unterstützte sie. An Goethe hatte man sich nicht gewandt; dieser würde sich auch gehütet haben, sich zum zweitenmal zu überzeugen, daß man in Berlin ihn reden lasse, ohne auf ihn zu achten. Davor verwandte sich lebhaft für die Sache. Dieser behauptet, Graf Solms habe ihm versprochen, dieselbe zu befürworten, aber sie scheiterte eben an dem Widerspruche des Grafen, da dieser glaubte, man entziehe dadurch der Hochschule, die er für seine Schöpfung hielt, einen nothwendigen Theil ihrer Wirksamkeit. Daß die Bittsteller sich bei dem ablehnenden Bescheide vom 27. Mai 1821 nicht beruhigten, half ihnen gar nichts.

Mit Boisserée, der sein großes Domwerk zu fördern und für die kostbare Gemäldesammlung einige passende Stücke zu gewinnen suchte, blieb er in der innigsten Verbindung. Im Juni 1821 sah Goethe mit großem Antheil das kolorirte Bild des großen Chorfensters in der Kunibertkirche zu Köln.*) Da die Bilder zu Boisserées Baudenkmalen am Niederrhein, in denen sich das Chorfenster findet, noch nicht angefertigt waren, so muß die Abbildung wohl diejenige sein, die der Großherzog (wohl durch den Maler Fuchs) hatte machen lassen.**)

Köln nahm an Goethe so wenig weitem Antheil, daß an der Spitze des Beiblattes der kölnischen Zeitung vom 27. Mai 1822

*) Vgl. Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedr. von Müller S. 43, wo Burkhardt „Kumbert“ hat drucken lassen, was schon der vielkundige Reinhold Köhler verbessert hat.

**) Vgl. Boisserées Brief an Goethe vom 7. März 1832. Von Mering in seiner „Geschichte der Kuniberts- und Apostelnkirche“ gedenkt einer verkleinerten Abzeichnung desselben durch Fuchs.

ein „S. v. N.“ (er mag in seiner Dunkelheit ruhen!) unterzeichnetes Epigramm erschien, welches sich für die falschen Wanderjahre erklärte, wie sich dies schon in dem vorgelegten Worte: Per quod quis peccat, per idem punitur et idem, ausdrückte.

Nach Köln war unterdessen Werner von Harthausen als Regierungsrath gekommen, den Goethe im Sommer 1815 zu Wiesbaden kennen gelernt hatte. Dieser hatte ihm damals eine Sammlung neugriechischer Heldenlieder in Original und Uebersetzung vorgelegt und deren baldige Herausgabe versprochen.*) Da er aber nichts weiter von ihm vernahm, bat er in dem anfangs 1823 erscheinenden Hefte „Kunst und Alterthum“ (IV, 1), der Freund, der ihm im Sommer 1815 jene Lieder vorgelegt, möge sie doch endlich zum Abdruck bringen. Ende März 1823 besprach sich Goethe darüber mit dem Kanzler von Müller. „Nichts ist verderblicher“, äußerte er hierbei, „als sich immer feilen und bessern zu wollen, nie zum Abschluß zu kommen; das hindert alle Produktion.“ Damals wurde auch des kölnischen Karnevals gedacht, der in diesem Jahre zum erstenmal auf ganz neue, glänzende Weise gefeiert worden war und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Harthausen aber wandte sich darauf an Goethe, wie wir aus dem Briefe von Therese Jakob vom 23. Mai 1824 an Kopitar ersehen**): „Goethe schreibt mir darüber [über die neugriechischen Gedichte]: „Die griechischen Gedichte hat mir Herr von H. im Jahre 1816 (?) in Wiesbaden zum Theil vorgelesen, wo ich ihn dann zur Herausgabe sehr ermunterte und Theil zu nehmen versprach. Da er mir in der Folge ganz aus dem Auge kam, rief ich ihn auf (Kunst und Alterthum IV, 168), worauf er sich wieder hören ließ, und zwar in einem Briefe, in welchem er sich ganz als Herausgeber solcher Gedichte legitimirt und qualifizirt. Auch war die Rede davon, daß sie zu Michael voriges Jahr bei Cotta herauskommen und der französischen Ausgabe den Schritt abgewinnen sollten. Jedoch dies geschah nicht und die Erklärung des Räthfels scheint mir in der Unentschlossenheit des

*) Vgl. Pichs „Monatsschrift“ V, 80 ff. Zfens „Leutothea“ I, 263.

**) Miklosich „über Goethes Klagefang von der edlen Frauen des Asan Aga“ S. 56 f.

werthen Mannes zu liegen; ihm schwebt zu vieles vor.“ Saxthausen war unterdessen nach Baiern übergesiedelt.

Als Freund Zelter im November 1823 nach Köln kam, hörte er nirgends, selbst nicht in der Singgesellschaft des Generalmajors und Stadtkommandanten von Ende, der in Köln durch seine Leutseligkeit und seine Pflege der Gartenpflanzen sehr beliebt war, irgend ein Wort von dem großen Dichter; nur mit Ernst von Schiller, den er an der Tafel des Gasthofs traf, konnte er über Goethe sprechen. Auch zu diesem war die Kunde gedrungen, daß Goethe ein junges Mädchen heiraten werde, worüber man zu Köln natürlich nur schadenfroh die Achseln zucken mochte.

Aber noch einmal sollte die Stadt Goethe nahe gebracht werden. Und wodurch anders hätte dies geschehen können als durch seinen Karneval? Wunderlich genug geschah dies von der Hochschule Bonn aus durch einen der bedeutendsten Botaniker der Neuzeit, durch Nees von Esenbeck, mit dem Goethe schon vor dessen Berufung nach Bonn in Verbindung gestanden hatte. Diese ward bald so herzlich, daß Nees schon im Juni 1820 Goethe nach Poppelsdorf bei Bonn einzuladen wagte, wo er ihm seine eben fertig gewordenen Zimmer, dem Siebengebirge gegenüber, den entstehenden botanischen Garten unter den Fenstern, anbot. Es waren dieselben, die später Rinkel bewohnte. Aber alle Lockungen konnten den alternden Dichter nicht wieder an den Rhein ziehen. Erst nach seiner im Februar 1823 überstandenen schweren Krankheit hatte es ihn wirklich gedrängt, noch einmal die Heimat zu besuchen, und diese durch die Zeitungen verbreitete Kunde hatte alle Freunde am Rheine freudig aufgeregt, aber durch den Rath der Aerzte und den Wunsch des Großherzogs war er bestimmt worden, sich auch diesmal wieder Böhmens Heilquellen zuzuwenden. „Während Euer Excellenz in den Bädern waren“, schrieb Nees im August, „verbreitete sich hier zu wiederholten Malen das Gerücht, daß Sie in Bonn angekommen seien. Auch in Köln hatte die Sage Wurzel gefaßt und mancherlei wurde zum Empfange vorbereitet. Die Studirenden hatten sich bereits Erlaubniß zu einem Fackelzug eingeholt, und man fing zuletzt an, selbst an die erwünschte Nähe zu glauben, so sehr man auch die Grundlosigkeit des Gerüchts, dessen Urheber niemand enthüllen konnte, fürchtete, ja einsah.“

Nees wohnte dem folgenden, zu Köln auf das glänzendste gefeierten Karneval bei. Da bei seinen dortigen Freunden die Rede auf seine Verbindung mit Goethe gekommen, ward er von einem der thätigsten Freunde des zu neuer Blüthe erstandenen Festes, dem jüngern Zanoli, Inhaber einer Eau-de-Cologne-Fabrik, der im Zuge den Helden Karneval dargestellt hatte, dringend aufgefordert die diesjährige Karnevalsliteratur, Programm, Lieder und Zettel, dem berühmten Dichter, dem klassischen Schilderer des römischen Narrenfestes, zu übersenden und ihm die Bitte zu äußern, daß er den kölnischen Karneval durch irgend eine öffentliche Erwähnung ehren möge. Nees entledigte sich dieses Auftrages auf anmuthige Weise bei Uebersendung eines herzlich glückwünschenden Dankes der von ihm als Präsidenten vertretenen leopoldinischen Akademie der Naturforscher für eine von ihrem berühmten Mitgliede empfangene Gabe. „Wie sich oft seltsam in die ernstesten und wichtigsten Beziehungen des Lebens eine lustige Person mit eindrängt, die nicht gern sieht, daß man Lust oder Schmerz zu einseitig festhalte“, äußerte er, „so ging es auch diesmal, und ich will den heitern Gast nicht von der Thüre weisen, vielmehr wage ich, ihn weiter, an Guer Ezzellenz zu empfehlen. Es sind die Nachklänge des kölnen Karnevals, der in diesem Jahre mit ungewöhnlicher Wichtigkeit, Ernsthaftigkeit und Pracht begangen wurde. Die Idee, eine Einholung und Verlobung der Prinzessin Venezia mit unserm Karneval zu begehren, hatte sich aller Köpfe bemächtigt, ihre Reiseroute war ein wichtiger Zeitungsartikel geworden, Programme und Gedichte nährten die Einbildungskraft in gemessener Folge, und man glaubte in der That selbst zuletzt an die Zauberprinzessin, der sogar die öffentlichen Behörden huldigten, und die endlich mit dem ganzen hier verzeichneten Gefolge sammt ihrem edlen Freund in verschiedenen Aufzügen aufs anständigste und mit würdigem Ernst zu aller Freude wirklich öffentlich sichtbar wurde. Was ich hier sende, ist ein kleiner, doch, wie mich dünkt, der bessere Theil der hierher gehörigen Literatur. Sollten Guer Ezzellenz in dem Studium der klassischen kölnischen Sprache noch nicht weit genug gekommen sein, um sich alles einzelne gehörig verständlich machen zu können, so bin ich bereit mit einer Interpretation zu Hülfe zu kommen. Ein Wörtchen über diesen

Karneval in ‚Kunst und Alterthum‘ würde die biedern Kölner sehr entzücken“. Goethe erwiderte freundlich, Nees habe sich durch die übersendeten Karnevalsblätter wieder eine neue Last aufgelegt. Die Sache komme ihm sehr wichtig vor; auch habe ja schon die Haude- und Spener'sche Zeitung zu Berlin ihrer mit Anstand gedacht. Wenn er schließt: „Beiliegendes Blatt empfehle daher zu geneigter Förderung“, so ist eben das betreffende Blatt der berliner Zeitung gemeint, das er beilegte. Einige Zeit später schrieb er: „Das Karnevalspacket liegt bei der Reisebibliothek, auf dessen Bearbeitung in freien Sommertagen ich mich ihm Geiste vorbereite. Sagen Sie dem Uebersender schönsten Dank und beantworten mir nur noch eine Frage. Hat man, so will es wenigstens scheinen, am Haupttage des Festes bei hellem Tageslicht Kerzen angezündet, und also die Stadt ganz widersinnig, aber dem Karnevalsgeiste gemäß, illuminirt? Ich wünsche wirklich, daß es sich so verhalte; denn der Einfall ist höchst glücklich und das römische Karneval, welcher nur am Abend seine Stümpfchen anzündet, sinnverwirrend-trefflich überboten.“*) Die Reise kam diesmal gar nicht zu Stande, aber Goethe verfehlte nicht, den Wunsch der Kölner am Schlusse des neuen Heftes „über Kunst und Alterthum“ (V, 1) zu erfüllen. Nachdem er der beiden ersten eben erschienenen Hefte des großen mit unendlicher Mühe unter seiner wärmsten Theilnahme so weit gediehenen boissere'schen Domwerkes ehrenvoll gedacht hat, fährt er fort: „Es ist ein artiger, heiterer Zufall, daß in dem Augenblick, da wir von dem tüchtigsten, großartigsten Werk, das vielleicht je mit folgerechtem Kunstverstand auf Erden gegründet worden, dem Dom zu Köln, gesprochen, wir sogleich des leichtesten, flüchtigsten, augenblicklichst vorüberrauschenden Erzeugnisses einer frohen Laune, des Karnevals von Köln, mit einigen Worten zu gedenken veranlaßt sind. Warum man aber doch von beiden zugleich reden darf, ist, daß jedes, sich selbst gleich, sich in seinem Charakter organisch abschließt, ungeheuer und winzig, wenn man will; wie Elephant und Ameise, beide lebendige Wesen und in diesem Sinne nebeneinander zu betrachten, als Masse sich in die Luft erhebend, als Beweglichkeit an dem Fuße wimmelnd.“ Nach

*) Man hatte die Straßenlaternen bei Tage angezündet.

kurzem Bericht, wie das alte Fest im Jahre 1823 sich neu gestaltet, und der Angabe des Planes für den jüngsten Karneval fährt er fort: „Sehr treffend war der Gedanke, alles in drei Tage und eigentlich auf einen zu konzentriren. Dergleichen rauscharige Freuden müssen auch als ein leichter Rausch vorübergehen. Durch freundliche Mittheilung ist uns genaueste Kenntniß dieses merkwürdigen Ereignisses geworden, und wir hoffen zu guter Stunde davon ausführliche Darstellung zu geben; denn merkwürdig ist's auf alle Fälle, daß in den jetzigen Tagen ein solcher Humor sich hervorthut, den man geistreich, frei, sinnig und gemäßigt nennen kann. Alle Mitwirkende sind zu bewundern, die ersten Unternehmer, die Beitretenden, die Einstimmenden und Zuschauenden; alle Hochachtung verdienen die Zivil- und Militärbehörden, welche mit freisinniger Würde die Sache geschehen ließen, Ordnung und Zucht von Ihrer Seite befördernd, so daß dieses ganze exzentrische Wesen mit ungewöhnlicher Wichtigkeit, Ernsthaftigkeit und Pracht begangen werden konnte.“ Daran schließt sich fast wörtlich die Stelle aus dem Briefe von Nees: „Die Idee (hier „der Gedanke“) — öffentlich sichtbar wurde.“ Der Schluß lautete: „Von dem sittlich-ästhetischen Werth eines Symptoms dieser Art mag künftig die Rede sein; so viel aber ist gewiß, man darf dem Fürsten Glück wünschen, unter dessen Schutz und Schirm sich etwas der Art ereignen konnte.“ Als er am 10. August das Fest an Nees sandte, bemerkte er: „Das Wenige, was ich vom köln'ern Karneval noch auf den letzten Seiten von ‚Kunst und Alterthum‘ sagen konnte, sei wenigstens Zeugniß einer wohlgemeinten, aufmerksamen Theilnahme. Indessen habe ich in der ‚Abendzeitung‘ eine Darstellung gelesen, die mich sehr befriedigte und die ich in Abschrift zu den übrigen Akten genommen. Dabei fiel mir auf, daß ich durch den ersten Eindruck mich hatte verleiten lassen, an die Schilderung eines individuellen Festes zu denken, dessen Eigenthümlichkeit man doch nur in der Gegenwart ergreifen und eine Darstellung derselben nur durch Wiederbelebung eines lebendigen Anschauens wagen und hoffen kann. Indessen danken Sie verbindlichst für die reichlich mitgetheilten Papiere. Ungenutzt sollen sie nicht bei mir liegen bleiben.“ Man sieht, der Dichter hatte sich vom kölnischen Karneval, wie von allem, woran er nähern Antheil nahm, ein Aktenfaszikel

angelegt. Goethe sandte später das Heft auch an Zanoli durch Vermittlung von Nees, der den 24. Oktober nach Weimar berichtete: „Das Heft von ‚Kunst und Alterthum‘ mit den erhebenden Zu-eignungsworten habe ich unverzüglich an Herrn Zanoli den Jüngern zu Köln befördert und von ihm die lebhaftesten Ausdrücke seiner Empfindung und Dankbarkeit zur Antwort erhalten, die ich Euer Excellenz mittheilen soll. Er versichert mich, daß er und seine Freunde gerade jetzt, wo sich tiefes Nachdenken über den Gang und die Verhängnisse des nächsten Faschings vorbereite, in den köstlichen gedruckten wie geschriebenen Zeilen eine wahre Herzstärkung empfangen hätten, und ermangelt nicht, mich vertrauensvoll auf diese Tage zu sich einzuladen. Wäre Weimar nicht zu weit entlegen — ich würde diese Einladungsworte weiter laufen lassen, wo nicht an Euer Excellenz, doch an manchen lieben Hausgenossen, der vielleicht Neigung haben könnte, die schönen Weimariſchen Redouten einmal mit diesem Volksjubel zu vergleichen.“ Hat sich das Widmungsexemplar an Zanoli erhalten? Es sollte neben dem gleich zu nennenden Gedichte als würdigstes Ehrendiplom des kölnischen Karnevals aufbewahrt werden. Aber es scheint verflogen zu sein; wenigstens gedenkt niemand mehr dieser Auszeichnung. Zwei Tage später brachte das Beiblatt der kölnischen Zeitung die Stelle aus ‚Kunst und Alterthum‘ unter der Ueberschrift: „Goethe über das kölnische Karneval“ mit einer W. . . .*) unterzeichneten Einladung, in welcher es heißt: „Die freundliche Beurtheilung unseres Volksfestes von Seiten des geistreichen Veterans der Gelehrtenrepublik rechtfertigt gewiß aufs vollkommenste den Antheil, der von allen Seiten an der frohen Feier genommen worden ist; und gewiß jeder Frohsinnige wird jetzt schon im Stillen den Wunsch hegen, auch im nächsten Karneval die Wintervergnügungen durch ein würdiges allgemeines Volksfest endigen zu sehen.“ Nees berichtete darauf von der Preisbewerbung zu Entwürfen für das nächste Karneval, welche von den Kölnern eröffnet worden. Den 4. Dezember meldete er, vor der Hand scheine man demjenigen Entwurf den Vorzug „zuzunicken“,

*) Der Einsender war ohne Zweifel der Oberlehrer des Jesuitengymnasiums Wilmann, der sich lebhaft am Karneval betheiligte.

der auf die Darstellung der wichtigsten Thaten und Lebensereignisse Don Quixotes antrage. Goethe fand in seiner Erwiderung vom 25. Januar diesen Gedanken recht glücklich. „Die Fabel mit allen ihren Figuren ist alt und allbekannt, doch in der neuen Zeit gewissermaßen verschollen und durch die Schwindeleien des Tages in Schatten gesetzt, so daß das Ganze wieder neu sein wird, wobei zu berechnen ist, daß die Gestalten, lebendig hervortretend, auf eine entschiedene Weise der Einbildungskraft für alle Zeit zu Hülfe kommen. Lassen Sie mich an dem Fernern theilnehmen!“ Doch schon fünf Tage früher hatte das Karnevalskomitee den Vorschlag des Gymnasiallehrers Dr. Dilschneider angenommen (das wirkliche Ausschreiben war erst am 2. Januar erfolgt), wonach „der Kampf der Freude mit dem Leide (Kummer, Griesgram u.) und der Triumph des erstern“ zur Darstellung kommen sollte. Den 1. Februar sprach Nees Goethe sein Bedauern aus, daß der von ihm gebilligte Plan, vermuthlich wegen einer Krankheit Zanolis, aufgegeben und dafür die Idee eines Kriegszustandes und einer nachmaligen Entsetzung der Stadt aufgenommen sei, die ihm noch nicht recht klar sei. Nees wußte noch nicht, daß das Komitee, wahrscheinlich auf Dilschniders Veranlassung, sich an Goethe gewandt und diesen zum Feste eingeladen hatte. Die am 29. Januar als Beilage zur kölnischen Zeitung ausgegebene erste Nummer der „offiziellen Karnevalszeitung von Köln“ berichtete, das festordnende Komitee habe es für seine Pflicht gehalten, Goethe, den Altwater der deutschen Dichtkunst in Weimar, der für die Wiedergeburt des Karnevals sein gewichtiges Wort eingelegt, unter Beilegung der Skizze des Planes durch folgendes von Gymnasiallehrer Dr. Dilschneider, dem Urheber des neuen Planes, der für diesen zum Ehrenmitglied ernannt worden, verfaßte Sonett zum Feste einzuladen:

Es nah'n des heitern Faschings bunte Tage,
 Woran, der Väter schönem Brauch getreu,
 So gern der Kölner, sonder Arg und Scheu,
 Vergißt des Alltagslebens Sorg' und Plage.

Was auch der kalte Finsterling drob sage,
 Ist dennoch sein Gerede uns nur Spreu,

Seitdem Dein Genius, stets hell und neu,
Der Welt verkündet, daß es bei uns tage.

Und daß die Freud' uns immer mehr entzücke,
Erklären wir des Griesgram's schnöder Lücke
Auf ew'ge Zeiten heuer Haß und Krieg.

An Dich nun wenden dringend wir die Bitte:
Kehr' ein bei uns, zu schauen uns're Sitte,
Dann feiern doppelt wir den schönen Sieg.

Es war ein kühner Gedanke, dem alten Dichter, der um diese Jahreszeit das Haus, meist das Zimmer hütete, eine solche Reise zuzumuthen, aber darauf hatte man auch kaum im Ernste gerechnet, man wollte ihn nur durch diese Einladung ehren und zugleich durch seinen Namen einen besondern Glanz auf das Fest werfen, was auch wirklich gelang. Schon am 3. Februar über sandte Goethe das bekannte Gedicht. Man ließ dasselbe durch einen von der Post besonders abgeordneten Boten in die am 6. stattfindende Generalversammlung bringen. Der erste Sprecher, der Rentner von Wittgenstein, verlas es, worauf ein dreimaliges jubelndes Hoch dem Dichter gebracht wurde. Ein „Extrablatt, bekannt gemacht im Auftrage des Karnevals-Comites, den 9. Februar 1825“, in Quart brachte zuerst Goethes Gedicht mit einer nicht angedeuteten Zensurlücke. So erschien es denn auch in Nr. 6 der „Karnevalszeitung“. Der Zeitungszensor Polizeirath Dolleschall, von dessen Weisheit und den vielen glücklichen Versuchen, ihm einen Poffen zu spielen, die Zeitungsredaktionen zu erzählen wußten, hatte die Strophe:

Selbst Erasmus ging den Spuren
Der Moria scherzend nach,
Ulrich Hutten mit Obskuren
Derbe Lanzenkiele brach.

nicht durchgehen lassen*), und so für Köln wenigstens Goethes Wort widerlegt, keine Zensur solle ihn hindern, zu sagen, was er

*) Sonst zeigt das Blatt folgende Abweichungen von der Fassung in den Werken, wie sie sich schon in dem Weimarischen „Journal für Literatur, Kunst,

denke. Doch nein, auch Dolleschall vermochte dies nicht; denn nicht nur war das Gedicht vollständig in der Generalversammlung verlesen worden, sondern die unterdrückten Verse gingen von Mund zu Mund, man spielte darauf in launigen Anzeigen an, wie z. B. als „Druckfehlerberichtigung“ mitgetheilt wurde, daß in den allbekanntesten Versen „Selbst Erasmus“ nicht Maria, sondern „Moria (Mogla, Narrethei)“ zu lesen sei. Die Antwort wurde diesmal dem katholischen Religionslehrer am Gymnasium und Domprediger, dem bekannten Dichter Dr. Wilhelm Smets aufgetragen, der sich (es ist dies der dritte Lehrer des Jesuitengymnasiums, dem wir hier begegnen) an den Sitzungen betheiligt hatte. „Das Karnevalsfest ist vorüber“, schrieb dieser am 5. März an seine Mutter, „und aus den Beilagen werden Sie mit Staunen sehen, daß ich, ein katholischer Geistlicher, darin eine sehr ehrenvolle Rolle gespielt habe; so was mag den Wienern nicht recht begreiflich scheinen. Da mich das Comité zur Antwort an Goethe aufforderte, da vermochte ich nicht dieser Einladung zu widerstehen. . . . Durch dieses Gedicht, welches sich, wie das allgemeine, von Gelehrten und Ungelehrten ausgesprochene Urtheil aus sagte, neben dem goetheschen nicht unwürdig zeige, habe ich mir einen neuen großen Stein im Spielbrette der öffentlichen Meinung gewonnen.“ Das Gedicht wurde in der Karnevalszeitung auf der Rückseite des goetheschen mit der Bemerkung gedruckt, in der Erwiderung „von Seiten eines vaterländischen Dichters“ werde der muntere Kölner seine eigenen Gefühle ausgesprochen finden. Es lautet:

An Goethe.

Griesgram, Reidhard, Störesfried,	Steht ein Sänger, weiß von Haar,
Düstere Gefellen,	Auf dem alten Thurme,
Euch zum Troste soll dies Lied	Geht und männlich wunderbar,
Meiner Brust entquellen.	In der Zeiten Sturme.

Luzus und Mode' 1825 Nr. 13 findet: V. 3 War statt Wär', 10 das Irren statt die Thorheit, 12 Wenn man statt Wenn er, 19 f. ‚Daß noch Heiterkeit im Leben Gibt besonnenem Rausch Gewinn.‘ Die Aenderungen rührten ohne Zweifel von Goethe selbst her, da ohne dessen Genehmigung das Journal sein Gedicht nicht gebracht haben könnte.

Und er schlägt die Saiten frisch,
Singet Welt und Leben:
Drob im gaukelnden Gemisch
Gnomen sich erheben.

Pustend sie zum Thurme zieh'n,
Werfen gift'ge Kuchen*),
Glover-Ritter gegen ihn
Ihre Lanz' versuchen.**)

Tiefen Schweigens bitterer Hohn
Scheuchet sie von hinnen,
Götterstark des Ruhmes Sohn
Raget von den Zinnen.

Und es naht ein neuer Troß,
Siechthum, ihn zu äffen,
Und des Todes herb Geschöß
Soll den Heros treffen.

Doch er lächelt ob der Noth,
Greift zum Zauberranke,
Blut färbt ihm die Wangen roth
Von Champagners Rante.***)

Und er schweigt zu jedem Drang,
Läßt kein Lied ertönen;
Das ist Pein wie Höllenzwang:
Sängers ernst Verhöhnern. †)

Da mit einmal, Tra ra ra!
Kommt ein lustig Schreiben,
Wie sie's in Colonia
Pudelnärrisch treiben,

Wie die Freude ewig jung
Sie im Geist bewahren,
Und im raschen Jubelschwung
Ernst und Scherz verpaaren.

Sieh, bedeutsam nun das Haupt
Hebt der alte Sänger,
Und die Harfe, reich umlaubt,
Schweiget nun nicht länger.

„Alter schützt vor Thorheit nicht,
Freude freut noch innig;
Spielt das lustige Gedicht,
Spielt es kurz und sinnig!“

Das war freilich treu gemeint und recht fein gemacht, aber konnte doch kaum als Dank gelten. Ein lustiger Herzensgruß der Narren aus schlichtem, weniger anspruchsvollem Munde würde den Alten mehr angemuthet haben.

*) Anspielung auf des Predigers Pustfuchen-Glanzow falsche ‚Wilhelm Meisters Wanderjahre‘.

***) Die in Halberstadt 1823 erschienene Schmähchrift: ‚Goethe als Mensch und Schriftsteller. Aus dem Englischen bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Fr. Glover‘ ist gemeint. Ueber sie und ihren Verfasser und Verleger habe ich in den ‚Blättern für literarische Unterhaltung‘ 1866 Nr. 7 gehandelt. Smets hielt den Verfasser noch für einen Engländer.

****) Hindeutung auf die Sage, Goethe sei von der schweren Krankheit Ende 1823 dadurch genesen, daß er wider den Rath seines Arztes Champagner getrunken. „Rante“ für „Rebe“ muß die Reimnoth entschuldigen.

†) Die Strophe soll wohl auf die zurückgebliebene Schwäche deuten, die ihn am Dichten hindere.

Nees berichtete am 23. Februar höchst erfreut von den in Köln verlebten Narrentagen als einem wahren Eldorado. „Wie auch hier die Begeisterung für Euer Exzellenz überall hervorleuchtete, habe ich mit herzlichster Freude gesehen. Kaum konnte ich die dülfener berittene Akademie abhalten, Euer Exzellenz ein Diplom zuzufertigen.“ Zanoli wolle ihm alles zusenden, doch habe er selbst auch eine Sammlung von Karnevalsschriften veranstaltet, von denen er eine Sendung am 5. März abgehen ließ. Goethe scheint den Artikel über das letzte Kölner Karneval veranlaßt zu haben, welchen das „Journal für Luxus und Mode“ in Nr. 15 brachte; in ihm war das Einladesonett nebst Goethes Antwort abgedruckt, auch der größte Theil der ihm eingesandten Skizze. Der von M. De Noel verfaßte diesjährige „Karnevals-Almanach“ berichtete auch über Goethes Antheil und theilte die betreffenden Gedichte, das Goethes mit der Zensurlücke, aber in den Anmerkungen auch vollständig nach dem angeführten „Journal“, mit. Der Bücherzensor Direktor Grashof hatte natürlich Ulrich Guttens Kampf „mit Obskuren“ nicht beanstandet. Ein hübscher Widerspruch zwischen beiden Zensoren.

Goethes Verbindung mit den kölnen Karnevalsfreunden hatte hiermit schon ihr Ende erreicht, wenn er auch ihr Volksfest noch mit Antheil verfolgte. Es war nicht das erstemal, daß man ihn aufgab, nachdem man ihn zu seinem Zwecke benutzt hatte. Doch wie hätte er den kölnischen Narren grollen sollen, von denen ihm weder zu seinem Geburtstage noch zur Feier seines Jubiläums, über welches freilich das Beiblatt zur kölnen Zeitung nach weimariſchen Blättern ausführlich berichtete, ihm ein gutes Wort zukam! Am 24. März 1826 schrieb er an Nees: „Unsere kölnen Fastnachtsfreunde kann ich diesmal nicht loben, das Programm war nicht gut erfunden und viel zu abstrakt; auch verdient der gute Gruithausen*) eine solche Behandlung nicht. Was er gesehen und

*) Franz Paula von Gruithuisen hatte sich in der Aufsehen erregenden Abhandlung: ‚Entdeckung deutlicher Spuren der Mondbewohner‘ zu dem seltsamen Vorschlage hinreißen lassen, riesenhafte Holzstöße als Signale für die Mondbewohner anzuzünden. Goethe war ein abgesagter Feind solcher Verhöhnungen von Männern der Wissenschaft vor der unkundigen Menge.

mittheilt, ist aller Ehre werth, und man sollte ihm die Freude lassen, es nach seiner Weise zu kommentiren und zu erklären. Ein jeder darf ja die Bemühungen des fleißigen Mannes auf eigene Weise benutzen.“ Goethe muß nur unvollständig vom diesjährigen Zuge unterrichtet gewesen sein. Nees klärte ihn darüber auf. „Die Basis des Festes war nicht Gruithuisen, wie man sagen hört“, schreibt er, „und dieser spielt kaum in dieser Komödie die Rolle des Sokrates in den Wolken. Die eigentliche Grundlage war vielmehr die Fiktion der berittenen Mondsakademie zu Dülken, die in hiesigen Gegenden durchaus populär und in allen Stücken, mit Ausnahme des großen Mysterii, von Groß und Klein gar wohl gekannt ist. Ich selbst, als Doktor dieser Akademie und Ritter des jungen Lichts wie auch des Windmühlenordens mit den drei Flügeln, kann mit Einsicht davon reden. Dadurch nun, daß alle die vielbesprochenen Aemter und Würden unserer Akademie, ihre seit 3000 Jahren fleißig aufgezeichneten Schicksale auf Erden und im Monde, sowie insbesondere die große Gefahr, der im Jahre 1800 der Mond nur allein durch die Weisheit der Akademie und die Entschlossenheit einiger akademischen Schwestern entging, leiblich und anschaulich umgingen, erhielt dieses Karneval jene Popularität, die man an dem vorigjährigen vermist hatte. . . . Was nun unsern Freund Gruithuisen anbelangt, so mögen die Kölner wohl geahnt haben, was Euer Exzellenz für ihn anführen: daß ein jeder die Bemühungen des fleißigen Mannes auf seine eigene Weise zu benutzen habe. Das Programm und die Karnevalszeitung hatten leider Herrn De Noel verloren und blieben hinter dem Gegenstand zurück.“

Begeisterte Liebe für Goethe war bei den Kölnern, trotz seines Antheils an ihrem Dome und Karneval, am wenigsten zu finden, wie eifrig auch die berüchtigten, fast typisch gewordenen und in der Stadt selbst mit Spott und Verachtung gestraften kölnischen Nachdrucker hinter seinen Werken her waren*); die wenigen, die seine Größe, wenn auch nur von ferne, ahnten, hielten sich für sich.

*) Auch das Karneval strafe die Nachdrücke von Spitz durch einen neuen Verlag von „Spitz und Bub“ und durch Verspottung der entsetzlichen „Druckfehler“ als „Druckfehler“.

Während im nahen Bonn, wie an manchen andern Orten, schon viel früher Goethes Geburtstag von einem Kreise Verehrer des einzigen Mannes gefeiert wurde, ging dieser in Köln wie ein gewöhnlicher Werkeltag vorüber. Im Jahre 1830 brachte freilich das Beiblatt der kölnischen Zeitung ein gutgemeintes, aber herzlich schwaches Gedicht zu diesem Tage, dessen Verfasser zwei Striche zur Chiffre gewählt hatte. Für den großen Dichter hatten die Bürger der heiligen Stadt weder Herz noch Sinn, nur der einzige Boisseree, für den sich in Köln keine Stelle hatte finden wollen, hing mit unverbrüchlicher liebevoller Treue an dem herrlichen Greise, dessen Schwächen er um so zarter zu schonen wußte, je wärmer er seine menschliche, dichterische und wissenschaftliche Größe bewunderte und seine häuslichen Verhältnisse kannte. Und Goethe verehrte in Boisseree einen würdigen Sohn der alten Reichsstadt, in welchem lebendige Tüchtigkeit und geistvoller Blick sich mit rheinischer Herzlichkeit paarten.

Von dem Rheine [Nees war in Folge eines verübten wunderlichen Jugend-, fast Fastnachtstreiches von dort nach Breslau versetzt worden], Köln und seiner Umgebung hörte Goethe manches durch Reisende, besonders durch Frau Schopenhauer und ihre Tochter Adele. Als diese im Frühjahr 1830 nach Unkel übersiedelten, von wo sie ihren Winteraufenthalt in Bonn nahmen, besorgte Adele, die mit ihm im Briefwechsel stand, für ihn manche Aufträge; so verschaffte sie ihm eine Zeichnung des schönen aus Italien stammenden Medusenhauptes im Museum. Wallraf war schon seit ein paar Jahren gestorben, und Boisseree kam kaum noch an Köln; König Ludwig von Baiern hatte ihn und seine Sammlung für München gewonnen. Goethe hatte den innig von ihm verehrten Kölner noch einmal im Jahre 1826 bei sich gesehen, sein herzliches Wesen genossen und sich seiner Kunstseinsicht gefreut. Sein langsam, aber vortrefflich fortschreitendes Domwerk erfreute ihn außerordentlich und daneben begannen die Vorarbeiten zu seinen „Baudenkmalern am Niederrhein“, die auch mehrere Kirchen Kölns brachten. Und Strixners Lithographien der Hauptbilder der Boissereeschen Gemäldegalerie, von denen so Schönes aus Köln stammte, gereichten ihm gleichfalls zur Freude.

Mehr als fünf Jahre nach dem heitern Rufe zum lustigen Karneval sollte den Dichter eine von Köln aus ergehende Einladung zur himmlischen Seligkeit in eine ärgerliche Laune versetzen. Die Wittve des daselbst verstorbenen Konsistorialrathes und Pfarrers J. G. Krafft, geborene Luise Vorster aus Hamm, sandte ihm die von Ch. G. Bruch und B. Jacobi herausgegebenen Predigten ihres Gatten, die zur Michaelismesse 1830 in Köln erschienen waren. Sie muß ihm hierbei scharf zugesetzt und ihn dringend gemahnt haben, sich zu bekehren und sein ewiges Heil zu bedenken. Es ist bekannt, mit welcher innigen Herzlichkeit, mit welcher rührenden Liebe er vor sieben Jahren die zarte Sorge der nie gesehenen Jugendfreundin Auguste Gräfin von Bernstorff geborene Reichsgräfin von Stolberg für sein jenseitiges Leben aufgenommen hatte: aber bei dieser scharfen Mahnung der ihm ganz fern stehenden evangelischen Pfarrerswittve des heiligen katholischen Köln riß ihm, mochte diese auch in ihrem Kreise noch so brav und tüchtig und von frommem Glaubenseifer bezeugt sein, doch die Geduld. Er rächte sich insgeheim durch die erst nach seinem Tode unter den „Invektiven“ gedruckten Verse:

Wenn schönes Mädchen sorgen will
Für meine Seligkeit,
So ist ihr zartes Herzchen still
Der Liebe schon geweiht.

Doch Pfarrers Wittve mahnt mich an
Aus ihrem Ofenwinkel:
Fürwahr, ich sehe nichts daran
Als Eitelkeit und Dünkel.

Beim Heiland möcht' ich euch nicht gern
Für die Empfehlung danken:
Gesunde kennen unsern Herrn
Weit besser als die Kranken.

Die beiden letzten Verse, welche die Worte des Heilandes an die Pharisäer und Schriftgelehrten: „Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken“, launig wenden, deuten darauf, daß er die Gottheit reiner zu empfinden und ihr würdiger zu dienen glaube als die bei ihrer beschränkten Glaubensseligkeit anmaßlich

über ihn sich erhebende Wittve Pfarrerin mit ihren Predigtbänden des seligen hochwürdigen Gemahls. Daß die Erwähnung des Ofenwinkels auf den Winter hinweise, ist ein verzweifelter Versuch, einen Haltpunkt zur Bestimmung der Jahreszeit zu gewinnen, in welcher diese derbe Erwiderung entstanden. Offenbar wird das schöne Mädchen, dessen Herz sich nach einem andern Herzen sehnt, in welchem ihr das volle Leben erblühe, der verlebten, keinen Anspruch an die Welt mehr erhebenden, sich hinter den Ofen verkriechenden Pfarrerswittve entgegengesetzt, die auch von dort her ihr Schmolzen nicht lassen kann, da sie keine Ahnung von der in ihm wirkenden Naturanschauung und seiner wahrhaft andächtigen Stimmung befeelt, welche ihn einmal äußern ließ, er sei ein wahrerer Christ als die, welche sich dafür ausgeben.

Die nach Köln gerichtete, aber im Pulse verschlossene Mahnung, ihn ungeschoren zu lassen, fällt kurz vor die im November ihn schrecklich treffende Kunde von dem in Italien unerwartet, aber nicht ungeahnt erfolgten Tode seines einzigen Sohnes, die auch die ihm ferner Stehenden ergreifen mußte. Bald darauf war er selbst dem Tode nahe. Die kölnische Zeitung brachte am 4. Dezember die vom 26. November datirte Nachricht, daß der Schlaganfall, der Goethe betroffen, wenig Hoffnung zur Herstellung lasse. Aber schon am 5. konnte sie des Arztes hoffnungsvollern Bericht mit der Bemerkung begleiten: „Möchten wir doch bald die Bestätigung dieser Hoffnung melden können!“ Und gleich darauf brachte sie die Aussicht baldiger Wiederherstellung. In Bonn war man tief ergriffen; Niebuhr ergoß seinen Zuhörern gegenüber den vollen Seelenschmerz über den nahe bevorstehenden Verlust des einzigen Dichters mit der ihm eigenen scharfen Leidenschaftlichkeit. Für Köln war es nur eine Zeitungsneuigkeit, daß der alte Goethe dem Tode nahe sei: und doch war unter allen, die seinen Boden betreten, keiner, der ihn so sehr geweiht hatte, wenn reine Menschheit und menschliche Durchbildung auf der Wage des Richters mehr gelten als jeder sonstige Werth.

Goethe erlebte noch das Erscheinen des Schlusses des Domwerkes und des größten Theiles der „Baudenkmäler“. Am 7. März 1832 sandte Boisseree den Schluß des Textes zum erstern und vom

andern Lieferung 7 bis 9. Aber Goethe sollte ihm seinen Dank dafür nicht mehr aussprechen können. In der Nacht vom 15 auf den 16. erkrankte er; der Beginn des Frühlings sollte Deutschlands großen Dichter und Weisen, geistig noch ungebrochen, der Erde entrücken. Es war ein seltsamer Zufall, daß die kölnische Zeitung drei Tage nach seinem Tode noch die (vom 16. datirte) Nachricht brachte: „Goethe erfreut sich seit geraumer Zeit der besten Gesundheit, . . . genießt eines ausgezeichnet glücklichen Alters.“ Erst am 27. las man in ihr die Kunde von dem vor fünf Tagen erfolgten Hinscheiden. Einen ehrenden Nekrolog auf Goethe brachte eine Beilage zu Nr. 92; voraus gingen ihm einige, wenn gleich nicht bedeutende Verse auf den großen Dichter, den endlich der Tod bezwungen, von dem jetzt als katholischer Pfarrer in dem großen Dorfe Hersel bei Bonn lebenden Dichter Dr. Smets. Wenn christliche Glaubenseiferer diese Gelegenheit ergriffen, um ihr vornehmes Bedauern darüber auszusprechen, daß ein so begabter Geist in starrem Unglauben dahin geschieden, so wirkt das volle Verständniß für den großen Verlust, den Deutschland in diesem Todesfall erlitten, in den Versen des katholischen Pfarrers höchst erhebend.

Als auch der in späten Jahren der rheinischen Heimat wiedergewonnene Boisserée hingeshieden war, faßte einmal die gutmütige Grille eines Verwandten den Plan, dem Dichter vor Kölns Dome ein Denkmal zu errichten. Köln war keine Stadt der Denkmäler, am wenigsten solcher, die hoher dichterischer Begabung geweiht sind. Die hehren Genien deutscher Dichtung nennt hier keine Straße, zeigt hier kein Standbild. Erst aus vollem Verständniß geht reine Verehrung eines Dichtergenius hervor, und wo beide fehlen, soll man sie durch kein Denkmal erlögen. Viel gemüthlicher war der Einfall des kölnischen Rentners Cornille, den Sohn eines hier geborenen Tagelöhners Goethe auf den großen Namen Johann Wolfgang taufen zu lassen und die Mittel zu dessen voller geistigen Ausbildung bereit zu stellen. Die pffiffige Spekulation auf einen neuen Johann Wolfgang Goethe und die Ehre, dieses sehnlich erwarteten Wunderkinds Pflegevater zu sein, verdiente es, daß sie mißglückte. Wir halten uns an den einzigen Sohn der Kaiserstadt Frankfurt, dessen sich auch Köln an seinem Theile rühmen

mag; auch hier hat sein großes Herz warm geschlagen, er hat hier einige seiner herrlichsten Augenblicke gelebt, an Kölns Aufschwung redlichen Antheil genommen, seinen Dom als das Höchste der gothijchen Baukunst bis zu seinem letzten Hauche verehrt, ja sogar Kölns zweites Panier, das Narrenthum, hat er eine zeitlang mit aufrecht gehalten. Und er fehlt ja auch jetzt Köln nicht ganz; in das Museum Wallraf-Richartz hat er seinen Einzug gehalten. Die Wittve von Sulpiz Boisseree hat im Jahre 1876 diesem Goethes Bild, das der Dichter Weihnachten 1814 mit launigen Versen den „Drillingsfreunden von Köln, gegenwärtig in Heidelberg“, gesandt hatte, zum Geschenk gemacht. Der damals in Weimar weilende Maler, der Schlesier Joseph Raabe hatte ihn im Geschmacke der damaligen Zeit, ein Drittel Lebensgröße, als Brustbild gemalt. Neben dem Bilde sind auch die eigenhändigen drei größern Strophen, mit denen Goethe dieses begleitet hatte, in würdiger Weise dem freien Anblicke dargeboten. Und neben Raabes Porträt sehen wir jetzt auch, Dank der Freigebigkeit eines langjährigen Wohlthäters des Museums, ein den Altmeister deutscher Dichtung günstiger darstellendes von Kolbe. Ja auch Memlings Christophorus (vgl. S. 82 f.) ist in der herrlichen Sammlung neuerer Glasgemälde, die das Museum der letztwilligen Verfügung von Melchior Boisseree verdankt, bei uns eingefeiert und mag den Beschauer an Goethes begeisterte Wonne über dieses auch ohne alle hereingetragene Mystik hochbedeutende Bild erinnern.